

Rezensionen

ISABEL BUCHWALD-WARGENAU (2012): Die doppelten Perfektbildungen im Deutschen. Eine diachrone Untersuchung. Berlin [u. a.]: De Gruyter. 338 S. (Studia Linguistica Germanica. 115). € 119,95

Das vorgelegte Werk lässt sich neben RÖDEL (2007) und LITVINOV/RADČENKO (1998) mit einigen Einschränkungen zu den Standardwerken zu den doppelten Perfektbildungen im Deutschen rechnen. BUCHWALD-WARGENAU baut auf diesen beiden Arbeiten auf und schließt die dort verbleibenden Lücken im Bereich der ausgewerteten Datenbereiche. Das betrifft sowohl die diachronen als auch die diatopischen Erhebungslücken. Will man sich in dieses Gebiet einarbeiten, sollte man daher zuerst zur Arbeit von BUCHWALD-WARGENAU greifen, wobei die beiden oben genannten Arbeiten weiterhin unverzichtbar bleiben. Die Arbeit beginnt mit einem umfassenden Forschungsüberblick und diskutiert die kontroversen Thesen zur Entstehung der doppelten Perfektbildung im Deutschen (wie *er hat das Buch genommen gehabt*), wobei sowohl die doppelten Perfektbildungen mit *haben* als auch mit *sein* Berücksichtigung finden. Dabei stehen sich Präteritumschwundhypothese und Aspektthese gegenüber. Erstere besagt, dass das Perfekt den Schwund des Präteritums kompensiere, und dass das doppelte Perfekt im Gegenzug das Plusquamperfekt, das in der Folge des Präteritumschwunds erodiert sei, ersetze. Eine neuere alternative These dazu geht davon aus, dass das doppelte Perfekt vielmehr aspektuelle Abgeschlossenheit des Verbalereignisses kodiert und damit eine eigene Funktion aufweist. BUCHWALD-WARGENAU gewichtet die Argumente beider Erklärungsansätze und stellt schließlich fest, dass die Vertreter der Präteritumschwundthese bzw. Plusquamperfektschwundthese zwar in der Mehrzahl sind, dass sie aber nicht die besten Argumente auf ihrer Seite haben. BUCHWALD-WARGENAU stellt die vertretenen Positionen zutreffend dar und diskutiert sie vor dem Hintergrund der vorhandenen Argumentationslinien und der zusätzlich von ihr erhobenen Daten. Insgesamt ist die Darstellung präzise und weiterführend.

Worin besteht nun der Mehrwert dieser Arbeit im Vergleich zur Arbeit von RÖDEL (2007), die sowohl international rezipiert wurde als auch große Anerkennung gefunden hat? BUCHWALD-WARGENAU begibt sich zunächst nach einem Forschungsüberblick und der Gewichtung der Argumente in den bisherigen Arbeiten von der Erklärungsebene nochmals zurück zur Beschreibungsebene. Sie ordnet die Argumente von RÖDEL zu Recht zwar als stark ein, diagnostiziert aber gleichzeitig auch Datendefizite, wenn es um dessen Aussagen zur Grammatikalisierung des doppelten Perfekts und doppelten Plusquamperfekts geht. Beim einfachen Perfekt sind die Grammatikalisierungsetappen, die mit der Auflösung von Selektionsbeschränkungen einhergehen, gut bekannt. Zuerst wird die *haben*-Perfektkonstruktion mit perfektiv transitiven, dann mit perfektiv intransitiven, schließlich auch mit imperfektiv transitiven und zuletzt mit imperfektiv intransitiven Verben konstruiert. Diese Selektionsrestriktionen sind nicht auf die Entwicklung des Perfekts in den germanischen Sprachen beschränkt, sondern finden sich auch in übereinzelsprachlichem Maßstab weitgehend bestätigt (vergleiche zum Polnischen PISKORZ 2012).

Ein relevantes Ergebnis von BUCHWALD-WARGENAU ist nun, dass das doppelte Perfekt schon bei den frühesten Belegen keinen Selektionsbeschränkungen mehr unterliegt, was die Aspektualität der an der Konstruktion beteiligten Verben betrifft. Sie kann dies zum einen durch die von ihr erhobenen Daten belegen, zum anderen auch begründen: Die am doppelten Perfekt beteiligten infiniten Auxiliare *haben* und *sein* bilden erst dann ein Partizip II, wenn die Grammatikalisierung des Perfekts abgeschlossen ist, das heißt sobald alle imperfektiven Verben diese Konstruktion bilden können. Das spricht dafür, dass die Belege für doppeltes Perfekt keine Performanzfehler darstellen. Performanzfehler halten sich nicht an Grammatikalisierungswege. BUCHWALD-WARGENAU zeigt in ihrer Arbeit außerdem auf, dass die ersten Konstruktionen mit

doppeltem Perfekt und doppeltem Plusquamperfekt entstanden sind, sobald die letzten funktionierenden Aspektpaare im Deutschen abgebaut oder nur noch wenige Reliktverben vorhanden sind (15. Jahrhundert). BUCHWALD-WARGENAU vertritt nun die These, dass das doppelte Perfekt die perfektive Opposition zum Perfekt bildet (S. 85). Die Bildung eines doppelten Perfekts mit *haben gehabt* ist seit dem 15. Jahrhundert möglich und nimmt dann ab dem 16. Jahrhundert zu. Für die weniger häufigen doppelten *sein*-Perfekte, die mit dem Partizip II von *sein* (*gewesen*) gebildet werden, finden sich schon Belege für das 13. und 14. Jahrhundert.

BUCHWALD-WARGENAU kann mit Hilfe ihrer Korpora ermitteln, in welchen Arealen das doppelte Perfekt und Plusquamperfekt verwendet werden und ermittelt Belege dieser Konstruktionen nicht nur für das Oberdeutsche, sondern auch für das Mittel- und Niederdeutsche. Ermittelt wurde ferner, inwieweit Mündlichkeit und Schriftlichkeit einen Einfluss auf die Distribution des doppelten Perfekts haben. Bei dieser Thematik kommt die hochrelevante Unterscheidung zwischen gesprochener und geschriebener Sprache ins Spiel, auf die in Bezug auf den Präteritumschwund vor allem ABRAHAM/CONRADIE (2001) den Blick gelenkt haben. Dabei gibt es mittlerweile viele Vorschläge, wie man diese Differenzierung feinkörniger modellieren kann: Folgende Merkmalsoppositionen wurden dabei in den letzten Jahren diskutiert: [\pm konzeptionelle] Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit (KOCH/ÖSTERREICHER 1985), Nähesprache vs. Distanzsprache (ÁGEL/HENNIG 2006), dialogische vs. narrative Mündlichkeit und Schriftlichkeit (ZEMAN 2010). BUCHWALD-WARGENAU entscheidet sich für den Ansatz des Betreuers ihrer Dissertation, VILMOS ÁGEL, wobei die Differenzierung von ZEMAN (2010) zielführender gewesen wäre. Da all die genannten Differenzierungen einen hohen Überschneidungsgrad aufweisen, lassen sich die Ergebnisse dennoch nutzen. Allerdings wäre die Differenzierung zwischen dialogischer und narrativer Mündlichkeit vs. dialogischer und narrativer Schriftlichkeit deutlich präziser gewesen.

Insgesamt lässt sich für die Bildung des Korpus auf jeden Fall festhalten, dass zum ersten Mal versucht wurde, folgende Kriterien zu berücksichtigen: die Ermittlung von Belegen für das 14.–20. Jahrhundert (und damit die Schließung von Beleglücken für das 14.–17. Jahrhundert), die Berücksichtigung der arealen Streuung der Belege (Diatopie) sowie die Differenzierung der Belege in distanz- und nächsprachliche Belege dort, wo das möglich war (für das 20. Jahrhundert). BUCHWALD-WARGENAU ergänzt somit bereits vorliegende und ausgezeichnete Arbeiten zum Doppelperfekt in vorbildlicher Weise. Dabei integriert sie auch rezent entstandene Arbeiten zur Verwendung und Funktion des Doppelperfekts in anderen Spracharealen (wie zum Beispiel von ŞANDOR 2002 zu den Banater Mundarten des Deutschen in Rumänien) oder zu spezifischen Zeitfenstern (TOPALOVIĆ 2010, die Hexenverhörprotokolle aus dem 17. Jahrhundert auswertet und eine vergleichbare Anzahl von Belegen für doppeltes Perfekt mit *haben* für das Niederdeutsche [10] wie für das Oberdeutsche [11] ermittelt, wobei die Belege im mitteldeutschen Sprachraum überraschenderweise deutlich überwiegen [29]). BUCHWALD-WARGENAU ermittelt in den zentralen Kapiteln 4 und 5, dass dieser Befund sich bereits für das 15. Jahrhundert nachweisen lässt. Das vierte Kapitel untersucht den Gebrauch und kommt zu folgendem Ergebnis: Ab dem 15. Jahrhundert sind oberdeutsches, mittel- und niederdeutsches Doppelperfekt und Doppelplusquamperfekt mit *haben* belegt. Beide Konstruktionen waren von Beginn an möglich, wobei das Doppelperfekt primär in nächsprachlichen, das Doppelplusquamperfekt in distanzsprachlichen Texten vorkommt. Die Ergebnisse zu den selteneren *sein*-Konstruktionen weichen in der Datierung etwas ab und lassen sich in der Arbeit ebenfalls detailgenau nachlesen. Das fünfte Kapitel, das die Bedeutung bzw. die Funktion des Doppelperfekts zum Gegenstand hat, konnte die aspektuelle These von RÖDEL (2007), welche den Ausgangspunkt der Arbeit darstellte, schließlich nicht bestätigen. Eine eindeutige Einordnung der Doppelperfektkonstruktion als entweder primär temporal oder aspektuell konnte durch die Bedeutungsanalyse (die mit Hilfe modifizierter Reichenbachscher Differenzierungen durchgeführt wurde) nicht geleistet werden. Es ging dabei um die Unterscheidung der temporalen Funktion der Vorvergangenheit von der aspektuellen Funktion der Abgeschlossenheit des Ereignisses in der Vergangenheit. Beantwortet werden sollte die Frage, ob das Partizip II *gehabt* beim Doppelperfekt eine Vorzeitigkeitsbedeutung oder eine Abgeschlossenheitsbedeutung zur Perfektkonstruktion hinzufügt. Dabei wurden die Reichenbachschen Differenzierungen missverstanden. So wurde R (Referenzzeitpunkt) mit dem Sprechzeitpunkt

gleichgesetzt. Mit Referenzzeit ist aber nicht die Sprechzeit gemeint, sondern die Betrachtzeit. Letztere kann beispielsweise mit der Sprechzeit zusammenfallen (bei Aspekt) oder aber mit der Ereigniszeit (bei Tempus).

Ich gehe neben der fehlerhaften Anwendung und Erweiterung der Reichenbachschen Differenzierungen zur Beschreibung und Erklärung aspektueller Phänomene darüber hinaus davon aus, dass BUCHWALD-WARGENAU mit ihrer These, dass das Doppelperfekt den perfektiven Partner des Perfekts bildet, auf der falschen Fährte war. Nichtberücksichtigt blieb dabei, dass mit dem Eintritt der imperfektiven Verben in die Perfektkonstruktion das Perfekt kein resultatives Präsens mehr war, sondern als analytisches Präteritum (im Sinne von ABRAHAM/CONRADIE 2001) reanalysiert wurde, und zwar mit jeweils einer resultativen und nichtresultativen Variante. Ohne die Berücksichtigung dieser Subdifferenzierungen lassen sich die aspektuellen und temporalen Funktionen des doppelten Perfekts nicht modellieren. Bei diesem Kritikpunkt wird auch deutlich, dass erheblich mehr Literatur zum Perfekt und zu Tempus zusätzlich zu der gut aufgearbeiteten Literatur zum Doppelperfekt hätte rezipiert werden sollen.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass BUCHWALD-WARGENAU bei der Beschreibung des doppelten Perfekts die Datenbasis in Bezug auf die Diachronie als auch Diatopie (areale Variation) erheblich erweitert hat und dabei, soweit möglich, auch die Unterscheidung zwischen Nähe- und Distanzsprache berücksichtigt hat. Zu einer Erklärung der Funktion des doppelten Perfekts wurden jedoch keine entscheidenden neuen Einsichten gewonnen. Künftige Arbeiten sollten auf der Erklärungsebene weiterarbeiten. Dass es sich beim Doppelperfekt nicht um Performanzfehler oder redundante Konstruktionen handeln kann, hat BUCHWALD-WARGENAU mit der von ihr erweiterten Datenbasis gezeigt und somit die Grundlagen für künftige, mehr erklärungsorientierte Arbeiten gelegt.

LITERATUR

- ABRAHAM, WERNER/C. JAC CONRADIE (2001): Präteritumschwund und Diskursgrammatik: Präteritumschwund in gesamteuropäischen Bezügen: areale Ausbreitung, heterogene Entstehung, Parsing sowie diskursgrammatische Grundlagen und Zusammenhänge. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins.
- ÁGEL, VILMOS/MATHILDE HENNIG (Hg.) (2006): Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähertexten 1650–2000. Tübingen: Niemeyer.
- KOCH, PETER/WULF ÖSTERREICHER (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, 15–43.
- LITVINOV, VIKTOR P./VLADIMIR I. RADČENKO (1998): Doppelte Perfektbildungen in der Literatursprache. Tübingen: Stauffenburg (Studien zur Deutschen Grammatik. 55).
- PISKORZ, JADWIGA (2012): Grammatikalisierung eines neuen Perfekts im Polnischen: ein Beitrag zur Entwicklungslogik des Perfekts. München [u. a.]: Sagner.
- RÖDEL, MICHAEL (2007): Doppelte Perfektbildungen und die Organisation von Tempus im Deutschen. Tübingen: Stauffenburg (Studien zur Deutschen Grammatik. 74).
- ȘANDOR, MIHAELA (2002): Funktion und Gebrauch der doppelten Perfektformen in den Banater deutschen Mundarten. In: GÜTU, GEORGE/BEATE SCHINDLER-KOVATS (Hg.): *transcarpathica*. Germanistisches Jahrbuch Rumänien 1, 253–273.
- TOPALOVIĆ, ELVIRA (2010): Perfekt II und Plusquamperfekt II: Zur historischen Kontinuität doppelter Perfektbildungen im Deutschen. In: MOULIN, CLAUDINE/FAUSTO RAVIDA/NIKOLAUS RUGE (Hg.): *Sprache in der Stadt. Akten der 25. Tagung des Internationalen Arbeitskreises Historische Stadtsprachenforschung*. Luxemburg, 11.–13. Oktober 2007. Heidelberg: Winter (Germanistische Bibliothek. 36), 165–199.
- ZEMAN, SONJA (2010): Tempus und „Mündlichkeit“ im Mittelhochdeutschen. Zur Interdependenz grammatischer Perspektivensetzung und „Historischer Mündlichkeit“ im mittelhochdeutschen Tempusssystem. Berlin: De Gruyter (Studia Linguistica Germanica. 102).

PETER GILLES/CRISTIAN KOLLMANN/CLAIRE MULLER (Hg.) (2014): Familiennamen zwischen Maas und Rhein. Frankfurt a. M. [u. a.]: Lang. 226 S. (Luxemburg-Studien/Études luxembourgeoises. 6). € 52,95

Der vorliegende Band beinhaltet Beiträge zur Tagung „Familiennamen zwischen Maas und Rhein. Etymologien, Sprachkontakt, Kartierung“ der Universität Luxemburg, die im September 2011 stattfand. Alle Beiträge betrachten grenzübergreifende lautgeschichtliche und morphologische Phänomene, konzentrieren sich jedoch zudem jeweils auf einzelne Regionen.

PETER GILLES erläutert in seinem Beitrag die „Grundstrukturen der luxemburgischen Familiennamenlandschaft“ auf der Basis seines Projekts „Luxemburgischer Familiennamenatlas“ (LFA), das von 2009 bis 2012 an der Universität Luxemburg durchgeführt wurde. Es galt der Erforschung historisch luxemburgischer Familiennamen. Dazu beschreibt GILLES zunächst ausführlich Zielsetzung, Forschungs- und Datengrundlagen sowie Methoden des Projekts, um anschließend ausgewählte Ergebnisse darzustellen. Im Zuge der Behandlung ausgesuchter Resultate wird die Methode der statistischen Clusteranalyse erläutert, die eine Abzeichnung charakteristischer Raumbildungen in der Familiennamengeographie ermöglicht. Sie hat sowohl eine innerluxemburgische Namenlandschaft, als auch Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu angrenzenden französischen, deutschen und belgischen Regionen sichtbar gemacht. Diese Datengrundlage ermöglicht GILLES eine Beschreibung lexikalischer, phonologischer, morphologischer und graphischer Besonderheiten des luxemburgischen Familiennamenbestandes, wobei er insbesondere die standardsprachlichen Einflüsse neben den regionaltypischen Formen darstellt. Meist wird dabei ein Vergleich mit den deutschen Familiennamen vor allem der angrenzenden westmitteldeutschen Region herangezogen.

CRISTIAN KOLLMANN beschäftigt sich mit regionaltypischen Phänomenen in den Luxemburger Familiennamen und konzentriert sich dabei auf Fälle, die in der Graphie und Phonologie besondere Abweichungen vom Standarddeutschen aufweisen. Der größte Teil der luxemburgischen Familiennamen entspricht graphisch und phonologisch dem Standarddeutschen. Daneben existieren seltener zum einen Familiennamen mit standarddeutscher Schreibung und luxemburgischer Aussprache, zum anderen Familiennamen mit graphischen Besonderheiten. Die graphischen und phonologischen Besonderheiten werden anhand von vielen eindeutigen Namenbeispielen veranschaulicht. Sie können zum Teil genauer lokalisiert bzw. auf bestimmte Gebiete eingegrenzt werden. KOLLMANN kommt jedoch zu dem Schluss, dass sich westmitteldeutsche Eigenheiten gegen den Einfluss des Standarddeutschen nicht durchsetzen konnten. Speziell luxemburgische Entwicklungen haben sich kaum bis gar nicht in der Graphie niedergeschlagen. KOLLMANN beobachtet jedoch eine „von Osten herreichende Kontinuität“ (S. 55), die auch in den dem Beitrag angefügten Farbkarten ersichtlich wird.

CLAIRE MULLER betrachtet die Germanisierung ursprünglich französischer Familiennamen in Luxemburg. Anhand einer Untersuchung des luxemburgischen Familiennamenbestandes der Jahre 1880 (Population) und 2009 (Telefonanschlüsse) errechnet sie einen Anteil germanisierter und nicht-germanisierter französischer Familiennamen von 0,4 %. Sie konstatiert dabei mehr oder weniger stark vertretene phonologische, in der Schreibweise der Familiennamen sichtbare Germanisierungsprozesse wie die Spirantisierung von [j] (zum Beispiel *Charpentier* > *Scharpantgen*), die Desonorisierung sonorer Frikative im Auslaut (zum Beispiel *Parage* > *Parasch*) oder die Senkung von [u] zu [o] (zum Beispiel *Roussillon* > *Rosseljong*). Der Darstellung dieser durchaus interessanten Ergebnisse fehlt es leider zum einen an der konsequenten Angabe der Aussprache besonders der französischen Beispiele. Zum anderen hätte auch die durchgängige Angabe der Tokenfrequenz sowohl germanisierter als auch nicht-germanisierter Formen in Luxemburg (und eventuell auch in Frankreich) zur Veranschaulichung beigetragen. Auch eine der Übersicht der Germanisierungsprozesse auf Seite 71 entsprechende Gliederung mit Unterpunkten hätte den Beitrag besser strukturiert.

WALTER AMARU FLORES FLORES' Beitrag ist aus den Erträgen seines dem LFA angegliederten Promotionsprojekts „Die luxemburgischen Familiennamen entlang der historischen Grenzen zu Deutschland“ entstanden. Untersucht wurden hier die Familiennamen des bis 1815 zu Luxemburg

gehörenden und heute deutschen Grenzgebietes. Es soll ein möglicher Einfluss der historischen Grenzen auf die Namen zum Zeitpunkt ihrer Entstehung und Festwerdung erfasst werden. FLORES FLORES' Untersuchungsraum liegt dazu entsprechend im ehemals luxemburgischen, heute deutschen Gebiet, dazu zieht er jedoch auch als Vergleichsbasis ein historisch schon immer deutsches Gebiet östlich der historischen Grenze und das heutige Luxemburg heran. Er vergleicht die TOP 500 der häufigsten Familiennamen in den drei Gebieten. FLORES FLORES' Untersuchungsgebiete bilden gemeinsam einen „grenzüberschreitenden, größeren Namenraum mit fließenden Übergängen“ (S. 107), der sich durch einige Merkmale vom gesamtdeutschen Gebiet unterscheidet. Aber auch bei der einzelnen Betrachtung der Gebiete fallen Besonderheiten auf. So überrascht zum Beispiel das ehemals luxemburgische, heute deutsche Gebiet, da hier die Herkunftsnamen vorwiegend deutschen und nicht luxemburgischen Bezugsorten zuzuordnen sind, während die Herkunftsnamen im heutigen Luxemburg auf heute luxemburgische Orte zurückgehen. FLORES FLORES kommt insgesamt zu dem Schluss, dass die Grenzverschiebung 1815 einen größeren Einfluss auf die Familiennamen im sowohl heutigen als auch ehemaligen luxemburgischen Gebiet ausgeübt zu haben scheint als zunächst vermutet.

Der Beitrag von JEAN-CLAUDE MULLER befasst sich im Gegensatz zu den vorherigen Beiträgen nur mit konkreten Namenbeispielen, wobei Namenvarianten anhand genealogischer Befunde einander zugeordnet werden. Zum einen geht es um das Vorkommen verschiedener Namenformen innerhalb einer Familiengeschichte speziell im romanisch-germanischen Grenzbereich, zum Beispiel entstanden durch Übersetzungen wie *Jung* zu *Dejeune* oder durch lautliche Verschleifung wie bei *Katapom* aus *Quatrepoint*. Zum anderen werden in ähnlicher Weise ausgewählte (scheinbare) Herkunftsnamen betrachtet. Einige lassen sich, so der Autor, aufgrund starker Formveränderung nur durch genealogische Forschung eindeutig ihrem Ursprung zuweisen, zum Beispiel *Munkler* zu *Montclair*. MULLER versucht jedoch auch zu zeigen, dass scheinbare Herkunftsnamen wie *Spanier* nicht durch Zuwanderung, sondern durch alte territoriale Zusammenhänge erklärt werden können. Im ersten Teil des Beitrags, der von den anderen Teilen des Beitrags inhaltlich isoliert erscheint, geht MULLER auf die historisch in einigen Regionen vorzufindende Benennung von Personen mit ihrem Familiennamen und/oder ihrem Hausnamen ein, die bei der genealogischen Zuordnung Schwierigkeiten bereiten kann. Insgesamt handelt es sich um einen vorrangig genealogischen und nicht sprachwissenschaftlichen Beitrag.

JEAN GERMAIN untersucht ein Phänomen morphologischer Ökonomie, das er „la loi des deux syllabes“ (‘das Gesetz der zwei Silben’) nennt. Dieses kann laut GERMAIN anhand des Großteils der wallonischen Familiennamen abgeleitet werden. Er versucht nachzuweisen, dass zum einen aus der Apherese alter Taufnamen (zum Beispiel *Thomas* > *Masson*), zum anderen durch Klitisierung des Artikels oder der Präposition bei einsilbigen Beinamen zweisilbige Familiennamen entstanden sind (zum Beispiel *le grand* > *Legrand*). Zugrunde liegt ihm ein historisches Korpus von 1491 bis 1796 aus Namur. Dieses weist Berufs-, Herkunfts- und Übernamen auf, wobei GERMAIN nicht deutlich macht, ob es sich bei den Namenszusätzen schon um Familiennamen oder noch um unfeste Beinamen handelt. GERMAIN'S Darstellungen zufolge festigt sich die Regel über die Laufe der Jahrhunderte, so dass Familiennamen, die aus einer einsilbigen Basis mit Artikel/Präposition (Typ *Legrand*) immer häufiger, Familiennamen aus einer zwei- oder dreisilbigen Basis mit Artikel/Präposition immer seltener werden (Typ *Lepetit*). Leider weist GERMAIN'S Darstellung seiner durchaus interessanten Beobachtung einige Mängel auf: Es fehlt den Auswertungen an absoluten Zahlen, ebenso fehlt die Angabe der Tokenfrequenz (und eventuell auch Kartierung) der Familiennamen in Belgien und Frankreich, zudem sind die Achsen keiner der Grafiken betitelt.

ANN MARYNISSENS Beitrag untersucht die Familiennamen in Belgien. Hier geht es um einen Vergleich der Bildung und Verbreitung flämischer und wallonischer Namen. MARYNISSEN geht auf die Produktivität der Benennungsmotive von Familiennamen sowohl im niederländischen Sprachraum (in den niederländischen und flämischen Provinzen) als auch in den belgischen Provinzen und Brüssel ein. Dafür hat sie die jeweils 100 häufigsten Familiennamen hinsichtlich ihrer Benennungsmotive untersucht und konnte interessante regionale Unterschiede verzeichnen. So bemerkt sie, dass „auf beiden Seiten der Sprachgrenze mit einer jeweils zahlenmäßigen Überlegenheit die Rufnamen im Osten zu den Wohnstättennamen im Westen“ kontrastieren

(S. 170). Anders als FLORES FLORES und DRÄGER/KUNZE hinterfragt MARYNISSEN jedoch nicht die Aussagekraft einer Auswertung nur der häufigsten Familiennamen für den Gesamtbestand.

MARYNISSEN betrachtet außerdem grammatische Merkmale der flämischen und wallonischen Familiennamen und stellt fest, dass hier weniger ein Bruch an der Sprachgrenze als vielmehr ein die Sprachgrenze überschreitender Ost-West-Gegensatz zu verzeichnen ist. Als einziges phonologisches Phänomen behandelt MARYNISSEN die rheinische Velarisierung $n > ng$, die sich vom Ripuarischen auf angrenzende Gebiete ausgebreitet hat und somit auch in den Familiennamen der Rhein-Maas-Region (zum Beispiel in *Frings*, *Krings*) vorzufinden ist.

DRÄGER/KUNZE konzentrieren sich in ihrem Beitrag nur auf Familiennamen patronymischen Ursprungs. Ihre Beispiele linksrheinischer Familiennamen illustrieren dabei vor allem die Vorstellung der Arbeit am 6. Band des „Deutschen Familiennamenatlasses“ (DFA) (KUNZE/NÜBLING i. V.), der speziell den Familiennamen aus Rufnamen gewidmet ist. Nur ein kleiner Teil des Beitrags bezieht sich konkret auf zwei typische Merkmale linksrheinischer Familiennamen: den patronymischen Genitiv und die Latinisierung westmitteldeutscher Patronyme, die dabei häufig in den lateinischen Genitiv übertragen wurden (zum Beispiel *Winand* latinisiert zu *Winandy*). Zu bemängeln sind die Abbildungen 4 und 10, die leider zu klein ausfallen.

Auch der letzte Beitrag von FABIAN FAHLBUSCH und RITA HEUSER stellt ein aktuelles Namenprojekt vor: das „Digitale Familiennamenwörterbuch Deutschlands“ (DFD). Das Projekt macht sich unter anderem zur Aufgabe, auch seltene Namen zu deuten, die bisher in keinem Nachschlagewerk verzeichnet oder dort unzureichend oder falsch gedeutet sind. Es wurden einige niederfrequente und vorwiegend regional in der Grenzregion Niederlande – Belgien – Luxemburg – Frankreich verbreitete Familiennamen ausgewählt, die die Deutungsarbeit für das Wörterbuch veranschaulichen. Anhand dieser Beispiele wird plausibel die Revision von Fehldeutungen und die Neudeutung zuvor noch nicht gedeuteter Familiennamen dargestellt. Unerlässlich zeigt sich dabei die Kartierung der jeweiligen Familiennamenverbreitung.

Hervorzuheben sind die vielen Diagramme, Karten und Tabellen, die jeden einzelnen Beitrag unterstützen. Der Band zeigt eine Breite an Methoden und Techniken onomastischen Arbeitens. Die Familiennamen zwischen Maas und Rhein im Speziellen mögen dadurch manchmal etwas in den Hintergrund geraten; sie illustrieren vor allem die Möglichkeiten der systematischen und komparativen Bearbeitung von Familiennamenlandschaften. Auch zeigt sich, wie sich die vorgestellten Projekte zur Erfassung grenzübergreifender lautgeschichtlicher und morphologischer Phänomene miteinander verknüpfen lassen. Insgesamt hält der Band das im Klappentext gegebene Versprechen, sich sowohl an Sprach- als auch an Kulturhistoriker zu richten.

LITERATUR

KUNZE, KONRAD/DAMARIS NÜBLING (i. V.): Deutscher Familiennamenatlas. Band 6: Familiennamen aus Rufnamen. Berlin [u. a.]: De Gruyter.

Mainz

SIMONE BUSLEY

ELVIRA GLASER/JÜRGEN ERICH SCHMIDT/NATASCHA FREY (Hg.) (2011): Dynamik des Dialekts – Wandel und Variation. Akten des 3. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD). Stuttgart: Steiner. 364 S. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 144). € 53,-

Der Band versammelt 17 Beiträge des dritten Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen, welcher im September 2009 in Zürich stattfand. Im Vorwort geben die Herausgeber einen Rückblick auf die erfolgreiche Tagung.

Im ersten Beitrag widmet sich WALTER HAAS mit „Ist Dialektologie Linguistik?“ zwar weniger der Antwort auf diese Frage, wirft jedoch einen Blick in die Vergangenheit, indem er sich mit der Vorgehensweise und Problematik der frühen Dialektologie von GEORG WENKER und FERDINAND WREDE auseinandersetzt. Vor allem die Annahme des Dialekts als homogene Entität stellt dabei ein Problem dar. BIRGIT ALBER und STEFAN RABANUS untersuchen im Anschluss daran den Zusammenhang von „Kasussynekretismus und Belebtheit in germanischen Pronominalparadigmen“, wobei 47 gegenwärtige germanische Varietäten bezüglich Nominativ, Dativ und Akkusativ untersucht werden. Es bestätigt sich die Hypothese, dass Elemente am unteren Ende der Belebtheithierarchie öfter von Synkretismen betroffen sind, wohingegen solche am oberen Ende eher dazu tendieren, Kasus zu erhalten. ELLEN BRANDNER und MARTIN SALZMANN beschäftigen sich in „Die Bewegungsverbkonstruktion im Alemannischen“ mit der im Alemannischen der Schweiz und Südwestdeutschland obligatorischen Partikel *go* bzw. *gi*. Die Analysen zeigen, dass beide Partikeln diachron auf einen gemeinsamen Ursprung (die direktionale Präposition *gen*) zurückgehen, sich aber aufgrund ihres unterschiedlichen kategoriellen Status unterschiedlich entwickelt haben. JÜRGE FLEISCHER zeigt in „... und habe es ihr gesagt. Zur dialektalen Abfolge pronominaler Objekte“, dass sich die von GEORG WENKER vorwiegend zur Erforschung phonologischer Eigenschaften erhobenen Daten auch zur Auswertung syntaktischer Phänomene eignen. Dabei untersucht er die Abfolge der direkten und indirekten Objekte in Wenkersatz 9.

BEN HERMANS und FRANS HINSKENS untersuchen „The Phonological Representation of the Limburg Tonal Accents“ und zeigen dabei, dass die Art des Tonakzents durch die Silbenstruktur vorhersagbar ist. YVONNE HETTLER, PAMELA KÖNIG und JENS PHILIPP LANWER befassen sich in „Sprachlagen und Sprachbewegung zwischen hochdeutschem Standard und niederdeutschen Dialekten“ mit der intersituativen Variation jeweils einer Sprecherin aus dem Westmünsterland und Ostfriesland auf Grundlage der Daten des SiN-Projekts.

„Zur Verbabfolge im Nebensatz“ untersucht AGNES KOLMER verschiedene zweigliedrige und dreigliedrige Verbalkomplexe im Berndeutschen und Mittelbairischen. Dazu wurde an zwei Ortspunkten eine Befragung in Anlehnung an die Fragebogenerhebung des „Syntaktischen Atlas der deutschen Schweiz“ durchgeführt. SEBASTIAN KÜRSCHNER und CHARLOTTE GOOSKENS untersuchen in „Verstehen nah verwandter Varietäten über Staatsgrenzen hinweg“ die Fähigkeit von Schülern in Dänemark, Deutschland, den Niederlanden, Norwegen und Schweden, verschiedene Lexeme der jeweils anderen Sprachen sowie angrenzender Dialekte zu verstehen. ADRIAN LEEMANN behandelt in seinem Beitrag die „Dialektale Intonation des Schweizerdeutschen“. Dazu analysiert er Daten zum Berndeutschen, Bündnerdeutschen, Walliserdeutschen und Zürichdeutschen.

In „Amerikanisches Missingsch – Syntaktische Folgen des Kontakts zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch in Wisconsin“ zeigt MARK L. LOUDEN anhand einiger ausgewählter Phänomene die Einflüsse des Niederdeutschen auf den Satzbau des Wisconsin-Hochdeutschen. Dabei zeigt sich, dass das, was die analysierten Sprecher als Hochdeutsch auffassen, zahlreiche niederdeutsche Merkmale aufweist. PÉTER MAITZ und STEPHAN ELSPASS verweisen in „Zur sozialen und sprachpolitischen Verantwortung der Variationslinguistik“ auf das Prinzip der wissenschaftlichen Bringschuld, vor allem bezüglich der Stigmatisierung einzelner Varietäten und der Verbannung des Dialekts als Kommunikationsmedium aus dem öffentlichen Raum.

MARINA PETKOVA befasst sich mit dem Thema „Zwischen Dialekt und Standardsprache – Code-Hybridisierung in der Deutschschweiz“. Dazu untersucht sie verschiedene mündliche und schriftliche Quellen bezüglich der Verwendung von Dialekt, Standard und der Mischung beider Varietäten. SIMON PICKL und JONAS RUMPF zeigen in „Automatische Strukturanalyse von Sprachkarten“ dialektometrische Verfahren der Flächenkartierungen auf Grundlage von 823 Wortkarten des „Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben“.

Eine interessante Studie zu „Veränderungen im Dialektgebrauch derselben Sprecher innerhalb von drei Jahrzehnten“ bietet der Beitrag von JÜRGEN RUGE anhand von drei Sprechern, wobei 63 phonologische Variablen untersucht wurden. „Das Comeback der Mundarten – Dialektrenaissance und die Flämische Dialektpopwelle (2001–2010)“ sind die Themen des Beitrags von TOM F. H. SMITS und HANNE KLOOTS. In diesem wird auf die Unterschiede der verschiedenen

Dialektregionen Deutschlands eingegangen und gesondert auf die Verwendung flämischer Mundarten in der aktuellen Popmusik. FABIENNE TISSOT, STEPHAN SCHMID und ESTHER GALLIKER untersuchen in „Ethnolektales Schweizerdeutsch – Soziophonetische und morphosyntaktische Merkmale sowie ihre dynamische Verwendung in ethnolektalen Sprechweisen“ Daten aus dem SNF-Projekt „Jugendsprache in der Deutschschweiz“. Hierbei zeigt sich, dass in der analysierten Stichprobe mehr phonologische als morphosyntaktische Merkmale realisiert werden. Den letzten Beitrag des Bandes liefert GUNTHER DE VOGELAER mit „A dialect continuum in child language – Why dialectology cannot afford to neglect children as informants“. Anhand des niederländischen und deutschen Genussystems zeigt DE VOGELAER, dass die Befragung von Kindern zu dialektologischen Fragestellungen durchaus lohnenswert ist.

Insgesamt versammelt der vorliegende Tagungsband eine interessante Auswahl an Artikeln zu phonologischen, syntaktischen und soziolinguistischen Fragestellungen aus verschiedenen Dialekträumen. Allein eine Gliederung nach Themengebieten statt alphabetischer Reihenfolge der Autoren wäre wünschenswert.

Marburg

STEPHANIE LESER-CRONAU

ESTHER HANSEN (2012): Linking elements in compounds. Regional variation in speech production and perception. Utrecht: LOT. 195 S. (LOT Dissertation Series. 297). € 19,71

Bei der vorliegenden Arbeit¹ handelt es sich um die kumulative Dissertation der Autorin, bestehend aus fünf gemeinsam mit anderen publizierten Aufsätzen, einem Einleitungskapitel und einem Fazit. HANSEN verfolgt darin mit experimentellen Methoden verschiedene psycholinguistische Fragestellungen zum niederländischen Fugen-*en* in N+N-Komposita, wobei ein besonderes Augenmerk darauf liegt, dialektale Variation für das morphologische Verständnis der *en*-Fuge fruchtbar zu machen. Ausgangspunkt ist die formale Identität von Pluralmarker und Fugenelement im Standardniederländischen (zum Beispiel *not+en* ‘Nüsse’, *not+en+kraker* ‘Nussknacker’), hieran schließt sich für HANSEN die Frage an, ob die *en*-Fuge als Pluralmorphem wahrgenommen wird.

In Kapitel 2 wird überprüft, ob sich in verschiedenen Regionen (Norden, Süden, Osten, Westen, Mitte) funktionsbezogene Unterschiede zwischen der Artikulation von Fuge und Pluralmorphem ergeben. Durch die *n*-Apokope bestehen im Niederländischen auch die Aussprachevarianten *not+e* bzw. *not+e+kraker*. Ein Experiment zur Bildbenennung mit Schüler/innen landwirtschaftlicher Schulen erbrachte, dass die Apokope sich generell regional unterscheidet: Während im Norden und Osten nur wenig apokopiert wurde, tendierte man in der Mitte und im Westen zu Apokope, im Süden ergab sich keine Präferenz. In allen Regionen außer dem Süden wurden jedoch die – in Phrasen befindlichen – Plurale (*noten kraken*) signifikant weniger apokopiert als die Fugenelemente in Komposita (*notenkraker*), auch wenn die Differenzen gering sind (circa zehn Prozentpunkte). HANSEN nimmt eine prosodische Ursache für den Unterschied an: Durch wortfinale Längung in der Phrase steigt die Realisierungswahrscheinlichkeit von *n* bei Pluralmorphemen. Daraus, dass die Apokope bei Pluralmarker und Fuge dennoch stark korreliert, ergibt sich für HANSEN die Vermutung, dass Sprecher/innen nicht zwischen beidem unterscheiden: „It is concluded that Dutch speakers often do not distinguish plural *-en* from linking *en* in their speech production. Possibly, speakers of Dutch consider linking *en* and plural *-en* as the same morpheme.“ (S. 27).

So wenig, wie die Verwendung des gleichen phonologischen Materials (*en* bzw. *e*) Aufschluss über den morphologischen Status geben kann, so wenig kann das aber auch die Anwendung des gleichen phonologischen Prozesses. Die Annahme eines gemeinsamen Morphems aufgrund der gemeinsamen Apokope erscheint besonders problematisch, wenn man, wie HANSEN selbst auch anführt (S. 48), berücksichtigt, dass die *n*-Apokope darüber hinaus in weiteren Kontexten

¹ Online abrufbar unter: <http://www.lotpublications.nl/Documents/297_fulltext.pdf>.

auftritt, zum Beispiel bei Infinitiven (*klope(n)* ‘klopfen’) und bei verbalen Pluralmorphemen (*wij klope(n)* ‘wir klopfen’), eine morphologische Steuerung des phonologischen Prozesses sich also anderswo nicht zeigen lässt.

Kapitel 3 geht der Frage nach, ob das Friesisch zweisprachiger Sprecher/innen (Niederländisch/Friesisch) bei Fuge und Pluralmarker Transferenzeffekte aus dem Niederländischen aufweist. Im Gegensatz zum Niederländischen verteilen sich beide Elemente im Friesischen komplementär, *e* wird als Fuge, *en* als Plural genutzt. Eine Übertragung vom Friesischen ins Niederländische kann HANSEN anhand der Daten aus Kapitel 2 ausschließen: Die Niederländischsprecher/innen aus der Region Norden zeigten für beide Funktionen einheitliches Verhalten, sie apokopierten wenig. Umgekehrt könnte sich jedoch die Nichtunterscheidung des Niederländischen aufs Friesische übertragen. Die Ergebnisse zeigen aber, dass sich die Realisierung im Friesischen auch bei zweisprachigen Muttersprachler/inne/n (Friesisch L1, Niederländisch L2) signifikant nach Plural (*en*) und Kompositum (*e*) unterscheidet. Zweisprachige Nicht-Muttersprachler/innen (Niederländisch L1, Friesisch L2) apokopieren hingegen auch beim Plural stärker. HANSEN argumentiert auf dieser Datenbasis dafür, dass die Sprecher/innen beide Sprachsysteme getrennt halten, weil es nicht zu Transferenzerscheinungen komme. Diese Interpretation erscheint in zweierlei Hinsicht problematisch: Zum einen sind bei den L2-Sprecher/inne/n des Friesischen durchaus Kontakterrscheinungen zu beobachten (es wird in beiden Kontexten gleichermaßen apokopiert), zum zweiten kann nicht aus einem derart kleinen Ausschnitt des Sprachsystems auf die gesamte Organisation bilingualer kognitiver Strukturen geschlossen werden, die Abwesenheit von Transferenz bei Fuge und Plural sagt nichts über die Abwesenheit von Transferenz im Gesamtsystem aus.

Kapitel 4 nimmt die Interpretation des Kompositionserstglieds mit *en*-Fuge in den Blick. Mit Hilfe eines Reaktionszeitmessungsexperiments wurde untersucht, wie schnell die Proband/inn/en zur (korrekten) Singularinterpretation des Gesamtkompositums gelangten, wenn eine Fuge auftrat. Dazu wurden auditive Stimuli von Zweifelsfällen wie *schaap+herder* und *schaap+en+herder* ‘Schäfer’ genutzt,² die derart variiert wurden, dass das Zweitglied immer im Singular stand, das Erstglied aber je nach Kompositum auf einen oder mehrere Referenten Bezug nahm. So ist das Erstglied von *schap+en+herder* konzeptionell pluralisch, weil mehrere Schafe gehütet werden, das von *bril+en+koker* ‘Brillenetui’ hingegen singularisch, weil das Etui nur eine Brille beinhaltet. Das Experiment replizierte eine schriftbasierte Studie von SCHREUDER et al. (1998) für gesprochene Sprache, die Proband/inn/en waren Studierende. Es zeigte sich, dass die Reaktionszeit länger war, wenn das Wort eine Fuge enthielt, und zwar unabhängig davon, ob eine Pluralinterpretation semantisch angezeigt war. Dabei ergaben sich absteigende Reaktionszeiten für $n > en > e > \emptyset$, die Reaktionszeit der Nullfuge unterscheidet sich signifikant von den übrigen Zeiten. HANSEN schließt aus diesem Ergebnis, dass die Pluralsemantik durch das Fugenelement aktiviert wird und die eigentlich korrekte Singularentscheidung auf Basis des Zweitglieds verzögere, weil das Fugenelement ein Pluralmorphem sei: „This shows that all the speech variants of linking *en* show an interference effect: Speakers of standard Dutch were slower to decide that a word was singular when the modifier contained a linking element. [...] Our findings show that Dutch linking *en* and its variants in spoken nominal compounds lead to a plural interpretation.“ (S. 106). Sie zieht dazu das parallele Dual-Route-Modell nach BAAYEN/DIJKSTRA/SCHREUDER (1997) heran: Bei der Aktivierung des Pluralmorphems wird seine Semantik automatisch mitaktiviert. Da die Reaktionszeit bei einer Fuge steigt, muss diese aktivierte Semantik, die dem Zweitglied entgegensteht, ursächlich sein, das Fugenelement ist also mit dem Pluralmorphem identisch. HANSEN zufolge sind damit reguläre Pluralformen in den Wortbildungsprozess eingebunden. Sie sieht in ihren Daten somit die Falsifikation der Level-Ordering-Hypothese (KIPARSKY 1982) und der Words-and-Rules-Theorie (PINKER 1999), die – primär anhand des Englischen – reguläre Flexion innerhalb von Komposita ausschließen. Derart weitreichende Schlüsse aus den Daten zu ziehen, erscheint allerdings aus mehreren Gründen problematisch: Zunächst einmal wird die Plurallesart durch die Aufgabenstellung forciert. Sollen Plurale ausfindig gemacht werden, so

² Aufgrund der weit verbreiteten *n*-Apokope wurde ebenso die Variante *schaap+e+herder* getestet. Auch die Variante *schaap+n+herder* mit synkopiertem Schwa war Bestandteil des Experiments.

können auch Faktoren einen Einfluss haben, die in der normalen Sprachproduktion und -perzeption keine Rolle spielen. Hinzu kommt, dass konkurrierende Formen Reaktionszeiten generell verlängern können, dazu muss man nicht davon ausgehen, dass es sich um ein gemeinsames Morphem handelt. Bei der auditiven Präsentation erfolgt die Wahrnehmung sequenziell, eine anfängliche Pluralanalyse könnte also (ähnlich wie bei Gartenpfadsätzen) nachträglich korrigiert werden und in einem höheren Verarbeitungsaufwand resultieren, der längere Reaktionszeiten nach sich zieht. Es fehlen zudem Vergleichsdaten, bei denen ein zusätzliches Element vorhanden ist, das keinen Pluralmarker darstellt – so lässt sich nicht ausschließen, dass einzig die höhere morphologische Komplexität ursächlich für die verzögerte Reaktion ist.

In Kapitel 5 wurde mit dem Material aus Kapitel 4 regionale Variation erfasst, es nahmen Schüler/innen weiterführender Schulen (Ø 17 Jahre) teil. Dabei ergaben sich die folgenden Unterschiede: In der Region Mitte sorgten *en* und *n* für verzögerte Singularzuordnung, nicht aber *e*. Im Norden sorgten alle drei Fugen für Verzögerung. Im Nordosten verzögerte das *e*. (Ob die Sprecher/innen Friesisch sprachen oder nicht, ergab keinen Unterschied.) Im Süden verzögerte *e*, ganz leicht auch *n*. Insgesamt verzögerten die Fugenelemente die Reaktionszeit bei allen Proband/inn/en, wobei – wie in Kapitel 4 auch – *n* am problematischsten war, *en* an zweiter Stelle, *e* an dritter. HANSEN interpretiert die Daten wie in Kapitel 4 und sucht für einzelne Probleme punktuelle Lösungen. So wird die *e*-Fuge in der mittleren Region nicht pluralisch interpretiert, obwohl Plural dort mit *e* ausgedrückt wird (siehe Apokope, Kap. 2). HANSEN schlägt vor, dass es sich bei *e* um eine rein prosodische Fuge handeln könnte. Es bleibt dabei unklar, warum die *en*-Fuge nicht ebenfalls prosodisch gesteuert sein sollte und warum die prosodische Funktion die morphologische Interpretation verhindern sollte. HANSEN weist außerdem darauf hin, dass die verzögerte Verarbeitung auch an der Unvertrautheit mit einer regionalen Variante liegen könnte. Sie geht davon aus, dass dieser Faktor zusätzlich zur Pluralinterpretation wirkt, dabei bleibt ungeklärt, warum er nicht alleine schon genug Erklärungskraft besitzen sollte.

Kapitel 6 stellt drei Studien zur Prosodie vor, die HANSEN neben Analogie und konzeptueller Pluralität des Erstglieds als Einflussfaktor für die Verfung vermutet. Im Zentrum des Interesses steht die Frage, ob Fugen, die rein prosodisch wirken, pluralisch interpretiert werden. Als prosodische Funktion wird dabei die Verhinderung eines Akzentzusammenstoßes gesehen.

Bei Teilstudie 1 handelt es sich um eine Replikation von NEIJT/KREBBERS/FIKKERT (2002) mit mehr Items und Teilnehmer/inne/n (erneut Studierende). Es wurden, im Gegensatz zu NEIJT/KREBBERS/FIKKERT (2002), neben Pseudokomposita auch Neubildungen aus existierenden Substantiven getestet, wobei jeweils Paare gebildet wurden, bei denen einmal ein Akzentzusammenstoß durch die Fuge verhindert wurde (Pseudokompositum: *búrbenontjpis*, Neubildung: *ápenléraar* ‘Affenlehrer’) während beim anderen Beispielwort auch ohne Fuge kein Zusammenstoß eingetreten wäre (*búrbenontjip*, *ápendocént*). Alle Items enthielten eine *en*-Fuge. Die Proband/-inn/-en sollten die Pluralität des Erstglieds auf einer Siebenpunkteskala angeben, die Stimuli wurden schriftlich präsentiert. Die Ergebnisse unterscheiden sich deutlich zwischen Pseudokomposita und Neubildungen: Während die Pseudokomposita – wie bereits in der Studie von NEIJT/KREBBERS/FIKKERT (2002) – im Schnitt als weniger pluralisch eingeschätzt werden, wenn die *en*-Fuge einen Akzentzusammenstoß verhindert,³ findet sich ein solcher Unterschied bei den Neubildungen nicht – der Pluralitätswert liegt hier durchgängig höher als bei den Pseudokomposita. Als mögliche Erklärung des Unterschieds sieht HANSEN an, dass die Semantik die Prosodie bei Neubildungen aus niederländischen Substantiven überschreibt. Trifft das zu, so darf bei existierenden Komposita ebenfalls kein Rhythmusseffekt zu beobachten sein.

Die Stimuli für Teilstudie 2 stellten daher 120 Paare existierender Komposita dar, bei denen die Fuge regulär zwischen Null und *en* schwankt und bei denen Akzentzusammenstoß möglich bzw. nicht möglich war, daraus ergaben sich also vier Item-Gruppen. Die Proband/inn/en waren erneut Studierende, die Daten wurden wieder schriftlich präsentiert. Die Pluralität sollte auf einer Siebenpunkteskala bewertet werden, bei der es aber im Gegensatz zu Teilstudie 1 nur einen Punkt

³ Allerdings nur bei zweisilbigen Erstgliedern, nicht bei einsilbigen.

für Singular und sechs (graduelle) für Plural gab. In der Studie ergaben sich keine unterschiedlichen Wertungen für unterschiedliche Akzentbedingungen, die Anwesenheit von *en* erhöhte in allen Fällen die Plurallesart.⁴ Das entspricht der Hypothese, die sich aus Teilstudie 1 ergab.

Studie 3 ist eine Wiederholung von Studie 2 mit gesprochener Sprache, wobei das Fugenelement als *e* realisiert wurde, der üblichen Variante des gesprochenen Standardniederländischen. Hier ergab sich, im Gegensatz zur schriftlichen Studie, ein Unterschied bezüglich des Akzents: Bei verhindertem Akzentzusammenstoß wurde die Pluralität des Erstglieds geringer eingeschätzt, die Prosodie überschreibt also die konzeptuelle Pluralität des Erstglieds. Dennoch stellt HANSEN fest „that regular plural forms can be used as modifiers within a compound“ (S. 156).

Die Unterschiede zwischen existierenden Komposita und Pseudowörtern einerseits (Studie 2) und zwischen existierenden Komposita in schriftlicher und auditiver Präsentation andererseits (Studie 2 und 3) versucht HANSEN damit zu erklären, dass bei der Perzeption existierender Komposita die phonologische Ebene „übersprungen“ werde, dies sei bei Pseudowörtern hingegen nicht möglich, genausowenig bei gesprochenen Wörtern. Für die Nutzung der *en*-Fuge sieht HANSEN schließlich Analogie als stärksten Einflussfaktor an, darauf folgen Pluralsemantik und Rhythmus. Für Schwankungsfälle geht sie davon aus, dass alle drei Faktoren gleichzeitig wirken, ein echter Erklärungsansatz dafür, warum das in unterschiedlichen Formen resultiert, liegt damit aber nicht vor.

HANSENS Arbeit besticht durch die penible und aufwändige Konzeption und Durchführung der Experimente: Die Probandengruppen sind durchdacht zusammengestellt, die Items sorgfältig ausgewählt und die Ergebnisse statistisch überprüft. Leider steht diesem hohen methodischen Aufwand ein relativ niedriger Ertrag gegenüber: Die theoretische Anbindung ist äußerst knapp und durch die kumulative Anlage der Arbeit sehr repetitiv.

Die Annahme, es handle sich bei der *en*-Fuge um einen regulären Plural („regular plural forms can be used as modifiers within a compound“, S. 156), wird für HANSEN durch mehrere Faktoren gestützt:

1. Die *en*-Fuge tritt nur paradigmatisch auf.
2. Fuge und Pluralmarker unterliegen beide der *n*-Apokope.
3. Morphologische Köpfe von Komposita im Singular werden bei vorhandener *en*-Fuge langsamer als Singularformen erkannt.
4. Verfügte Erstglieder werden bei Bewertungsaufgaben tendenziell eher pluralisch interpretiert.

Punkt 1 zeigt, dass *en*-Fuge und Pluralmarker tatsächlich zusammenhängen – erklärend wirkt hier aber schon die Entstehungsgeschichte des Fugenelements aus einem Flexiv. Für eine zusätzliche Annahme einer gemeinsamen Funktion bedarf es besonders in Anbetracht der folgenden Punkte stärkerer Argumente.

Punkt 2 ist meines Erachtens vernachlässigbar, Homophonie gibt es an vielen Stellen des Sprachsystems und HANSEN bemerkt auch selbst: „Dutch is a special case in this regard because of the accidental fact that the linking element *en* is often homographic and homophonic with the regular plural suffix *-en*.“ (S. 160). Die *n*-Apokope scheint nicht morphologisch gesteuert zu sein, sondern generell in Reduktionssilben aufzutreten.

Die unter Punkt 3 genannte verzögerte Numeruserkennung (Kap. 4) bringt zahlreiche, bereits erwähnte Probleme mit sich: Die explizite Aufgabenstellung führt zu einer bewussten Suche nach Pluralen, die sequenzielle Perzeption und die Homonymie können den Verarbeitungsaufwand erhöhen, ebenso könnte die höhere morphologische Komplexität eines Wortes mit Fugenelement eine Rolle spielen.

⁴ HANSEN widerspricht dem Verdacht, die erhöhten Pluralitätswerte seien ein Artefakt der Studienkonzeption, da Plural durch die Aufforderung, Pluralität einzuschätzen, erst ins Bewusstsein gerufen worden sein könnte. Dagegen führt sie an, dass unter den Stimuli auch eindeutige Singularbeispiele waren, die Proband/inn/en instruiert wurden, nur auf die Bedeutung zu achten, die Möglichkeit der Singularauswahl explizit erwähnt wurde und diese von den Teilnehmer/innen/n auch gewählt wurde (zum Beispiel zu 48 % bei *zwaluw+en+ei* ‘Schwalbenei’).

Punkt 4 betreffend scheint es für HANSEN kein Problem darzustellen, dass die konzeptionelle Pluralität des Erstglieds nicht an die Verwendung der *en*-Fuge geknüpft ist (vergleiche Kap. 6, Teilstudie 2), dass Kompositionserstglieder also im Gegensatz zu morphologischen Köpfen nicht obligatorisch pluralmarkiert werden – ein konstituierendes Merkmal von Flexionsmorphologie (vergleiche zum Beispiel NÜBLING 2002, 100–101) – und dass die Markierung auch dann erfolgt, wenn eine Pluralinterpretation gar nicht angebracht ist (Typ *zwaluwenei*).⁵ Hinzu kommt, dass die Interpretation zusätzlich von Analogie und Prosodie abhängig zu sein scheint. Das Fugenelement weist also keine Bedeutungskonstanz auf. Dass das Vorkommen der *en*-Fuge den Pluralmarker mitaktiviert, erscheint aus psycholinguistischer Perspektive wenig überraschend – ursächlich dafür muss aber nicht die von HANSEN angenommene funktionale Identität der beiden Elemente sein, ebenso kann das Ergebnis auf der formalen Identität beruhen.

Die wiederholten, leider sehr oberflächlichen Verweise auf KIPARSKY (1982), PINKER (1999) und BAAYEN et al. (2002) erlauben es kaum, das zugrundeliegende Grammatik- und Lexikonverständnis sowie die allgemeinen Annahmen HANSENS über Sprachverarbeitung nachzuvollziehen. Dies erscheint umso verwunderlicher, als dass HANSEN mehrfach betont, dass ihre Untersuchungen etablierte Sprachverarbeitungsmodelle falsifizieren: „This fact falsifies Kiparsky’s and Pinker’s claim that compound formation is constrained by regular inflection.“ (S. 179). PINKER (1999) geht davon aus, dass irreguläre Flexionsformen ganzheitlich im Lexikon abgespeichert werden, während reguläre Formen erst nach den Wortbildungsprozessen regelbasiert gebildet werden, das heißt nicht als Input für Wortbildung zur Verfügung stehen. Damit dürften keine regulären Pluralmarker im Inneren komplexer Wörter auftreten. HANSEN ist nun der Meinung, nachgewiesen zu haben, dass Pluralmarker in Form der *en*-Fuge im Wortinneren auftreten und gegen PINKER (1999) Sprachproduktionsmodell sprechen. Dass das Modell aus vielerlei Hinsicht problematisch ist, ist unbestreitbar – eine Falsifizierung auf Basis der experimentellen Ergebnisse von HANSEN erscheint jedoch sehr gewagt. Es entsteht der Eindruck, dass solide durchgeführten Experimenten eine theoretische Bedeutung zugeschrieben werden soll, die sie nicht haben.

LITERATUR

- BAAYEN, HARALD/TON DIJKSTRA/ROBERT SCHREUDER (1997): Singulars and plurals in Dutch: Evidence for a parallel dual-route model. In: *Journal of Memory and Language* 37, 94–117.
- BAAYEN, HARALD/ROBERT SCHREUDER/NIVJA DE JONG/ANDREA KROTT (2002): Dutch inflection: The rules that prove the exception. In: NOOTEBOOM, SIEB/FRED WEERMAN/FRANK WIJNEN (eds.): *Storage and Computation in the Language Faculty*. Dordrecht: Kluwer (Studies in Theoretical Psycholinguistics. 30), 61–92.
- GALLMANN, PETER (1999): Fugenmorpheme als Nicht-Kasus-Suffixe. In: BUTT, MATTHIAS/NANNA FUHRHOP (Hg.): *Variation und Stabilität in der Wortstruktur. Untersuchungen zu Entwicklung, Erwerb und Varietäten des Deutschen und anderer Sprachen*. Hildesheim: Olms, 177–190.
- KIPARSKY, PAUL (1982): Lexical morphology and phonology. In: YANG, IN-SEOK (ed.): *Linguistics in the morning calm*. Seoul: Hansin, 3–91.
- KLEIN, ANDREAS (2015): *Instrumentenklänge und Temperamentszustände – Fälle zwischen -en und -s. Zur unparadigmischen en-Fuge in Lehnwortkomposita: Genese und Distribution*. [Unveröffentlichte Seminararbeit, Universität Mainz].
- NEIJT, ANNEKE/LOSE KREBBERS/PAULA FIKKERT (2002): Rhythm and semantics in the selection of linking elements. In: BROEKHUIS, HANS/PAULA FIKKERT (eds.): *Linguistics in the Netherlands 2002*. Amsterdam/Philadelphia: Benjamins, 117–127.

⁵ Vergleiche aber für das Deutsche Arbeiten, die reguläre Pluralfunktionen innerhalb von Komposita in bestimmten Zusammensetzungen (GALLMANN 1999) bzw. bei spezifischen Subgruppen, primär für die *en*-Fuge (NÜBLING/SZCZEPANIAK 2013; KLEIN 2015) ansetzen.

- NÜBLING, DAMARIS (2002): Wörter beugen. Grundzüge der Flexionsmorphologie. In: DITTMANN, JÜRGEN/CLAUDIA SCHMIDT (Hg.): Über Wörter. Grundkurs Linguistik. Freiburg i. Br.: Rombach (Rombach Grundkurs. 5), 87–104.
- NÜBLING, DAMARIS/RENATA SZCZEPANIAK (2013): Linking elements in German. Origin, Change, Functionalization. In: Morphology 23 (1), 67–89.
- PINKER, STEVEN (1999): Words and rules: The ingredients of language. New York: Basic Books.
- SCHREUDER, ROBERT/ANNEKE NEIJT/FEMKE VAN DER WEIDE/HARALD BAAYEN (1998): Regular plurals in Dutch compounds: Linking graphemes or morphemes? In: Language and Cognitive Processes 13 (5), 551–573.

Mainz

KRISTIN KOPF

BIRTE KELLERMEIER-REHBEIN (2014): Plurizentrik. Einführung in die nationalen Varietäten des Deutschen. Berlin: Erich Schmidt. 264 S. € 29,80

Das Buch verrät schon durch den Titel, nicht nur den Untertitel, dass es auf Leserlichkeit bedacht ist, indem es den einfacheren Terminus „Plurizentrik“ der möglichen Alternative „Plurizentrität“ vorzieht. Das Ergebnis dieser Bemühung ist ein großer Vorzug des Buches, der es auch über die Fachwelt hinaus zugänglich macht, den aber vor allem Studierende im Grundstudium schätzen dürften. Das Buch ist darüber hinaus ausdrücklich didaktisiert, vor allem indem allen Unterkapiteln (nicht deren weiterer Untergliederung) eine Reihe von Fragen angefügt ist, die sich teils aus dem Kapitelinhalt beantworten lassen, teils diesen aber auch vertiefen. Zwar gibt es in dem Buch selbst dazu keine Lösungen, jedoch auf einer gesonderten Internetseite (<http://Plurizentrik-Loesungen.ESV.info>), auf die das Buch (S. 6) verweist. Es umfasst außer einem Vorwort sechs große Kapitel, die in insgesamt 15 größere Unterkapitel gegliedert sind, mit meist noch weiteren Unterteilungen, und hat am Ende drei repräsentative und sorgfältig erstellte Verzeichnisse: mit der einschlägigen Fachliteratur, mit Stichwörtern und den einbezogenen Abbildungen.

Das erste Kapitel „Sprachliche Variation im Deutschen: Ein Überblick“ (S. 11–72) beginnt mit der Erläuterung des zentralen Begriffs („sprachliche Variation“) und dessen Differenzierung. Trotz des unumgänglichen Abstraktionsniveaus gelingt der Verfasserin eine klare, eröffnende Explikation. Allerdings bleibt unvermeidlich eine Spur von Undeutlichkeit bei der Erläuterung des bekannten Varietätenmodells von HEINRICH LÖFFLER (S. 17–19) wegen der – auch im Original – fehlenden Spezifizierung mancher sehr abstrakter Varietätenklassen, zum Beispiel „Funktiolekte“ oder „Situolekte“, für die dann auch keine spezifischen Varianten genannt werden können. Dieses Problem lässt sich jedoch im Fortgang des Buches für die „nationalen Varietäten“ lösen. Die Verfasserin weist allerdings zu Recht auf die in jenem Varietätenmodell bei dessen terminologischem Grundwort „-lekt“ aufbrechende Unstimmigkeit hin, wenn man die nationalen Varietäten hinzufügt (S. 19) – denn in der Tat geht **Natiolekt* bislang nicht.

Das mit „Deutsch als plurizentrische Sprache“ überschriebene Unterkapitel 2 (S. 22–34) legt dann mit dem Überblick über Deutsch als staatliche Amtssprache und der Definition von „Standardvarietät“ die Fundamente für die Explikation der Begriffe „nationale Variante“ und „nationale Varietät“ in Unterkapitel 3 (S. 35–41). Dabei werden diese für das ganze Buch grundlegenden Begriffe in großer Klarheit verdeutlicht. Wichtig hierfür ist vor allem die an dem – inzwischen weithin bekannten – Modell (S. 26) veranschaulichte Darlegung der sozialen Kräfte, welche die Standardvarietäten von Sprachen festlegen, also die Sprachformen, die in der betreffenden Sprachgemeinschaft im öffentlichen Sprachgebrauch als korrekt gelten. Auf dieser Grundlage lässt sich dann eine Typologie nationaler Varianten entwickeln (Unterkapitel 4, S. 42–49), die so differenziert und spezifiziert ist, dass Wörterbücher nationaler Varianten darauf basieren können (zum Beispiel das „Variantenwörterbuch des Deutschen“, das genauer auch „Wörterbuch nationaler Varianten ...“ heißen könnte, was im Untertitel deutlich wird: „Die Standardsprache in

Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol“, AMMON et al. 2004).

Ein weiteres, fünftes, Unterkapitel befasst sich mit der kniffligen Frage der „Zuordnung von Varietäten zu Sprachen“ (S. 50–56), natürlich mit spezieller Anwendung auf die deutsche Sprache. Dabei werden nahe liegender Weise manche, für die Operationalisierung letztlich entscheidenden Fragen, wie zum Beispiel die Messung linguistischer Ähnlichkeit (oder umgekehrt: linguistischer Distanz) und die Funktion von Überdachung, nur in Grundzügen beantwortet. Jedoch werden sie durch eine an die Leser gerichtete Frage vertieft (S. 56, Frage 2).

Das abschließende Unterkapitel des ersten Kapitels (S. 57–62) ist den deutschen Dialekten gewidmet. Dabei ist im Rahmen des vorliegenden Buches die Warnung „nationale Standardvarietäten nicht mit Dialekten zu verwechseln“ (S. 57) und deren Begründung besonders wichtig. Die Verwechslung der nationalen, standardsprachlichen mit der dialektalen, nonstandardsprachlichen Variation ist nämlich notorisch, vor allem in Lehrmaterialien für Deutsch als Fremdsprache. Die Verfasserin liefert jedoch auch einen Überblick über die deutschen Dialekte, den sie durch Karten veranschaulicht. Außerdem stellt sie in einem gesonderten Abschnitt das Niederdeutsche vor, einschließlich seines umstrittenen Status der Zugehörigkeit zur gleichen Sprache wie das Hochdeutsche, der Frage also, ob es zwei deutsche Sprachen gibt: Hoch- und Niederdeutsch. Bei deren Bejahung wäre auch die Frage der nationalen Varietäten neu aufzurollen.

Das zweite Hauptkapitel „Linguistische Darstellung nationaler Varianten“ (S. 73–94) umfasst Unterkapitel zur Lexik, Grammatik, Orthographie, Morphosyntax und Wortbildung. Bezüglich der Lexik werden onomasiologische und semasiologische Varianten unterschieden – für die auch auf das nächste Hauptkapitel verwiesen wird, die aber dennoch etwas ausführlicher hätten erläutert werden können. Allerdings ist ihre Veranschaulichung durch (vereinfachte) Wörterbuchartikel und durch Abbildungen sehr konkret. Es wird auch deutlich, dass die lexikalischen Varianten am leichtesten erfassbar sind und dass sie – wenn auch nach Häufigkeit des Vorkommens in gesprochenen Texten nicht am häufigsten – so doch am vielfältigsten sind.

Im dritten Hauptkapitel „Standardvariation gestern und heute“ (S. 123–158) wird gleich im ersten Unterkapitel ein Thema präsentiert („Standardvarietät innerhalb der deutschsprachigen Staaten“, S. 123–136), das – bei entsprechender Gewichtung – auch eine Erweiterung des Buchuntertitels gerechtfertigt hätte: nämlich „Einführung in die nationalen und regionalen Varietäten des Deutschen“ – besser vielleicht nur die „Varianten“ (statt „Varietäten“), da auf der regionalen, anders als auf der nationalen Ebene die Abgrenzung ganzer Varietäten voneinander teilweise kaum noch möglich oder zumindest höchst schwierig ist. Hauptsächlich befasst sich das Kapitel insgesamt jedoch mit den Unterschieden zwischen dem Deutsch Österreichs, der Schweiz und Deutschlands – in dieser schon gängig gewordenen Reihenfolge, die der verbreiteten Vorstellung der mit dem größten Zentrum beginnenden Rangordnung entgegenwirken soll. Auch Bemühungen um den Erhalt der nationalen Besonderheiten, die in Österreich am ausgeprägtesten sind, werden hier geschildert.

Das vierte Kapitel „Soziolinguistische Aspekte der Standardvariation“ (S. 159–187) setzt die Darstellung der drei nationalen „Vollzentren“ fort. So die inzwischen gängige Bezeichnung der drei genannten Länder (als „Vollzentren“) im plurizentrischen Zusammenhang, die in dem Buch natürlich auch erläutert und begründet wird (schon S. 29–30; zahlreiche weitere Seitenverweise auf einschlägige Stellen im Stichwortverzeichnis, auf S. 260). Man fragt sich indes im Fortgang der Lektüre, ob den „Halbzentren“ nicht ein eigenes Kapitel hätte gewidmet werden sollen (Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol) – einschließlich auch noch der „Viertelzentren“ (vor allem Namibia, Rumänien und manche über den amerikanischen Kontinent verbreitete Mennonitensiedlungen). Sie werden zwar erwähnt (vor allem S. 29–30), aber eher beiläufig. Allerdings böte eine Zweitaufgabe die Möglichkeit einer dann auch durch neueste Forschungen besser abgesicherten ausführlichen Behandlung. Die soziolinguistische Darstellung der drei Vollzentren bezieht sich auf Fragen des Dialekt-Standardkontinuums, vor allem in Österreich (ein solches Kontinuum besteht freilich auch im Süden und in der Mitte Deutschlands), der Diglossie, in der Schweiz, und des Dialektschwundes, hauptsächlich in Deutschlands Norden. Außerdem

wird die unterschiedliche Bedeutung der nationalen Varianten für die Identität der Bürger und Bewohner der drei Vollzentren ausführlich thematisiert.

Im fünften Hauptkapitel „Nationale Varianten in Lexikographie und Didaktik“ (S. 189–221) wird einerseits die bisherige Kodifizierung besprochen, in den DUDEN-Bänden, im „Österreichischen Wörterbuch“ (2012), in verschiedenen Schweizer Wörterbüchern und vor allem in speziellen Variantenwörterbüchern, die es für Österreich und die Schweiz (die deutschsprachige natürlich, die hier immer gemeint ist) gibt, nicht aber für Deutschland. Dabei hat doch auch das größte Zentrum der deutschen Sprache spezielle Varianten, die im vorliegenden Buch nicht verschwiegen werden. Beispiele sind Wörter wie *Abitur* oder *Apfelsine* (Letzteres vorwiegend im Norden), deren auf Deutschland eingeschränkte Geltung vor allem den Deutschen selbst kaum bewusst ist. Diese „Teutonismen“ – um sie mit einem nicht allseits geschätzten, aber inzwischen gängigen Terminus zu benennen – sind in das alle nationalen Zentren umfassende, schon erwähnte „Variantenwörterbuch“ einbezogen. Sie bedürften jedoch zusätzlich der Darstellung in einem eigenen Wörterbuch, ähnlich den Austriazismen (Österreichs) und den Helvetismen (der Schweiz) – schon wegen der Parallelität, als Ausdruck von Gleichberechtigung der drei Vollzentren, aber auch weil in einer derart gesonderten Darstellung zusätzliche Aspekte ans Licht treten würden.

Das letzte Hauptkapitel „Ein Blick über den Tellerrand“ (S. 223–237) erstreckt sich auf die benachbarten anderen plurizentrischen Sprachen: Englisch, Niederländisch und der slawischsprachigen Nachfolgestaaten Jugoslawiens. Die sprachlichen Unsicherheiten Letzterer sind Folge und Ausdruck politischer Animositäten und Konflikte. Vermutlich wäre die für sie auf Dauer allseits am ehesten akzeptable sprachliche Lösung die Konstruktion und Implementation von verschiedenen nationalen Varietäten (Serbisch, Kroatisch und Bosnisch) einer gemeinsamen Sprache – für die nur noch ein allgemein akzeptierter Name fehlt. „Serbokroatisch“ wäre vermutlich ungeeignet. Zu einer solchen Lösung können – wie am Ende des Buches deutlich wird (S. 235–237) – auswärtige Linguisten zwar Anregungen liefern; wirksame und nachhaltige Vorschläge müssen jedoch aus den Ländern selbst kommen und bedürfen dortiger politischer Unterstützung, vor allem aber der Akzeptanz seitens der Bevölkerungsmehrheiten. Im Vergleich zu solchen, auch in anderen Teilen der Welt andauernden Konflikten um sprachliche Zerrissenheit oder Verbundenheit erscheint die für die deutsche Sprache gefundene plurizentrische Lösung erfreulich gelungen. Die Zentren des Deutschen sind zwar immer noch nicht in jeder Hinsicht gleichrangig, und sie bieten weiterhin Anlässe für gewisse Frustrationen und Polemiken; jedoch sind die Beziehungen zwischen den Zentren heute friedlich und alles in allem geprägt vom Bewusstsein einer zwar national und regional differenzierten, aber doch im übergreifenden Zusammenhang gemeinsamen Sprache.

Abschließend darf das Buch allen an Vielfalt und Einheit der deutschen Sprache Interessierten zur geflissentlichen Lektüre empfohlen werden. Es eignet sich hervorragend als Textgrundlage eines Seminars an der Hochschule, vor allem im Grundstudium, aber auch noch im Hauptstudium.

LITERATUR

AMMON, ULRICH/HANS BICKEL/JAKOB EBNER/RUTH ESTERHAMMER/MARKUS GASSER/LORENZ HOFER/BIRTE KELLERMEIER-REHBEIN/HEINRICH LÖFFLER/DORIS MANGOTT/HANS MOSER/ROBERT SCHLÄPFER/MICHAEL SCHLOSSMACHER/REGULA SCHMIDLIN/GÜNTER VALLASTER (Hg.) (2004): Variantenwörterbuch des Deutschen. Die Standardsprache in Österreich, der Schweiz und Deutschland sowie in Liechtenstein, Luxemburg, Ostbelgien und Südtirol. Unter Mitarbeit von RHEA KYVELOS, REGULA NYFFENEGGER und THOMAS OEHLER. Berlin [u. a.]: De Gruyter.

Österreichisches Wörterbuch (2012). Herausgegeben im Auftrag des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur. Wien: Österreichischer Bundesverlag Schulbuch.



KARL-HEINZ MOTTAUSCH (2013): Untersuchungen zur Vorgeschichte des germanischen starken Verbs. Die Rolle des Aorists. Hamburg: Verlag Dr. Kovač. XIII + 261 S. (PHILOLOGIA. Sprachwissenschaftliche Forschungsergebnisse. 173). € 89,90

Bekanntlich verfügte das System der „urgermanischen“ Verben – alle übrigens, soweit aus dem ihm vorangegangenen Indogermanischen ererbt, stark – in seiner ältest greifbaren historischen Form nur (noch) über zwei Tempora: über ein Präsens und ein Präteritum, wobei Letzteres formal dem Perfekt des rekonstruierten Indogermanischen entspricht, wo wenigstens noch vier Tempora zu unterscheiden waren. Diese stellten im Grunde die grammatische Dimension des Aspekts dar, und zwar innerhalb eines Morphems. Sie waren gebildet zu drei Tempus-Aspekt-Stämmen, von denen der Präsens-Stamm den imperfektiven Aspekt (in den Zeitstufen Gegenwart und [als Imperfekt] Vergangenheit), der Aorist-Stamm den perfektiven Aspekt (nur in der Zeitstufe Vergangenheit) und – isoliert dastehend – der Perfekt-Stamm eine Art von resultativem Aspekt zum Ausdruck brachten (Einzelheiten bei MEIER-BRÜGGER 2002, 258–259, vergleiche 166–167). Das ergibt tatsächlich wenigstens vier indogermanische Tempora (Präsens, Imperfekt, Aorist, Perfekt), zu denen Autoren wie KRAHE (1967, 94) noch ein – vom Perfekt-Stamm abgeleitetes – Plusquamperfekt annahmen. Von allen diesen Tempora hatte, wie eingangs gesagt, das Urgermanische nur noch ein tempusneutrales Präsens sowie für sämtliche Vergangenheitsfunktionen ein (formal dem indogermanischen Perfekt entsprechendes) Präteritum bewahrt.

„Einen Aorist als solchen gibt es in den historisch belegten [germanischen] Sprachen nicht“ (S. 9), aber einzelne tradierte Formen (bei den starken Verben) werden längst allgemein als (formale) Reste eines Aorists anerkannt; Musterbeispiel ist hier die Form der 2. Person Singular Indikativ in den westgermanischen Sprachen, des Typs ahd. as. *bāri*, ae. *bāre* ‘du gebarst’, wogegen got. an. *bart* (mit *-t* aus idg. **tha*). MOTTAUSCH nun versucht in diesem Buch den Beweis zu erbringen, dass sich noch weitere Spuren des alten Aorists im Germanischen finden ließen, und zwar in viel größerem Maße als bisher angenommen (S. 1). Im Besonderen geht es ihm darum, darzulegen, dass der Aorist nicht nur im (belegten germanischen) Perfekt (sogenanntes „Präteritum“), sondern auch und vor allem in der germanischen Präsensbildung seine Spuren hinterlassen hat (S. VII). Diese Zielsetzung erklärt einerseits die explizite Beschränkung des hier behandelten Materials auf einen Teil des germanischen Inventars der starken Verben, nämlich auf solche, die auf der Basis einer aoristischen Wurzel ein Aoristpräsens gebildet haben (S. 36; vergleiche S. 125). Andererseits begründet das anvisierte Ziel auch die – im Titel des Werkes verankerte (S. VII) – Mitberücksichtigung des ganzen Systems der starken Verben (das im Germanischen bekanntlich auf Vereinfachung, Überschaubarkeit und größere Regelmäßigkeit gerichtet war [S. 12], auf größere Ökonomie also [S. 18]) und erklärt das Hinausgreifen der Arbeit im zweiten Teil „weit über die ursprüngliche Themenstellung, die Rolle des Aorists“ (S. 9).

Der Autor hat den starken Verben des Urgermanischen bereits mehrere und wichtige, von der Wissenschaft gut wahr- und aufgenommene Studien und Aufsätze gewidmet: man findet sie aufgelistet im ausführlichen Literaturverzeichnis (S. 253–261), die zwölf MOTTAUSCH’schen Beiträge selber (der erste erschien im Jahre 1961, alle weiteren zwischen 1993 und 2011) auf den Seiten 257–258. Von besonderer Bedeutung auch für die vorliegende Arbeit ist der Aufsatz MOTTAUSCH (1998) zu den reduplizierenden Verben (wozu im Buch besonders S. 198, S. 200, S. 201 Anmerkung 119, S. 206–207). Tatsächlich ist die (vor allem noch im Gotischen erhaltene) Reduplikation im Präteritum der (oder doch einiger) germanischen Verben verloren gegangen, das heißt zurückgedrängt worden, und zwar aus ökonomischen Gründen: die bereits erwähnte Tendenz zu stärkerer Straffung des Verbalsystems ließ schließlich nur noch ein einziges – noch heute charakteristisches! – Kennzeichen für das/ein Vergangenheitstempus zu: den Ablaut. Aber – anders als SVERDRUP (1927), mit welcher Arbeit sich MOTTAUSCH hier selbstverständlich auseinandersetzt – geht letztgenannter davon aus, dass zunächst immer (auch) die Reduplikation anwesend war (S. 18). Diese hat sich – worauf auch andere Autoren wiederholt hingewiesen haben – „ganz offensichtlich bis über das Späturg. III hinaus als allgemeines Kennzeichen des Perfekts erhalten“ (S. 190). Mit der Periode „Urg. III“ bezeichnet MOTTAUSCH das 1. Jahrhundert v. Chr. bis 2. Jahrhundert n. Chr.; es ist die Zeit des „Gemeingermanischen“, mit stärkerer

Aufspaltung in Einzeldialekte, und folgt laut ihm auf drei vorige (S. 2): „frühurg.“ vor der ersten Lautverschiebung; „urg. I“ (spätes 4., 3. Jahrhundert v. Chr.), „urg. II“ (spätes 3., 2. Jahrhundert v. Chr.). Wie aber bei jeder Periodisierung dürfte hier allerdings mit zeit- und (teil)raumverschobenen Ansatzdaten zu rechnen sein; dies gilt nicht zuletzt eben für den Verlust der Reduplikation, bei der MOTTAUSCH zufolge von mehreren Raumtypen die Rede sein soll (vergleiche S. 200, S. 208, S. 211–213 zum ostnordischen vs. fränkischen Typ). Der Wegfall dieser morphologischen Erscheinung beim Perfekt war (so bereits SVERDRUP) bedingt durch den unreduplizierten Aorist im Annäherungsprozess zwischen den beiden Tempora und deren endgültiges Zusammenfließen in eine einheitliche Vergangenheitsform. Aber noch lange Zeit haben, so soll laut MOTTAUSCH zwingend angenommen werden (vergleiche oben), Perfekt und Aorist im Germanischen nebeneinander bestanden (S. 17–19 im wichtigen Abschnitt 2.4.3). Mehr noch, das Urgermanische I hatte – so weiter der Autor – bereits zu jedem Verb einen Aorist gebildet, bei einigen Verben kann dieser erst innergermanisch neu gebildet gewesen sein, so dass man nicht immer auf alte indogermanische Formen zurückgreifen muss (S. 82) bzw. kann. Somit wäre im Germanischen von einem ursprünglichen dreistufigen Tempussystem Präsens-Aorist-Perfekt auszugehen (S. 82).

In diesem Buch nun nimmt MOTTAUSCH etliche starke Verben des Germanischen unter die Lupe und untersucht in einem „1. Teil“, nach einigen einleitenden Subkapiteln, die sogenannten Aoristpräsentien im Germanischen (S. 35–123) und die zahlreichen Formen, welche als Reste des Aorists gelten können. Zugrunde gelegt sind das LIV (= RIX 2001; siehe S. 13, auch S. 27; die Auflösung der Abkürzung erfährt der Leser erst im Literaturverzeichnis S. 256) sowie dessen digitale Addenda und Corrigenda (S. 256); auch auf das Standardwerk von SEEBOLD (1970) wird erwartungsgemäß viel verwiesen. Vorliegendes Buch bietet wiederum viele Verblisten, und zwar in sich ebenfalls alphabetisch, sie stehen aber in der Studie aus gutem Grund verstreut, weil die Verben jeweils eingeordnet werden in relevante (Sub)kapitel. Eigens mit der Überschrift „Verbliste“ sind nur zwei Gruppen verzeichnet: thematische, als germanisch zu betrachtende Aoristpräsentien (7.2, S. 38–62), und thematische Aoristpräsentien mit weiterer Verbreitung in der Indogermania (8.2, S. 62–79). Andere aber sind subsumiert unter dem Kapitel „Schwundstufige Präsentsien im Germanischen“ der 2., sodann der 1., 3., 4. und 5. Klasse (S. 83–97, S. 101–123).

Auch der über die Zielsetzung hinausgreifende (siehe oben) „2. Teil: Das System. Zur Entwicklung des urgermanischen Systems der starken Verben“, der seitenmäßig etwas weniger als die zweite Hälfte des Buches ausmacht und sich in vier Kapiteln auseinandersetzt mit Stammbildung, Präsensbildung, Bildung der Vergangenheitsformen und Formensystem, bietet mehrere Verblisten (S. 172–176, S. 183–189, S. 192–206, S. 218–229). Ein sehr ausführliches Wurzel-, Basen- und Wörterverzeichnis (zum Urindogermanischen sowie zu sämtlichen alt-, mittel- und neugermanischen und anderen nichtgermanischen Sprachen, allerdings mit Ausnahme aller Rekonstrukte des Urgermanischen) erlaubt den Zugang zu den vielen angesetzten bzw. behandelten Verben, Verb- und einigen anderen Formen (etwa Adj. nwfries. *māl*, mnl. *mal*, mnd. *mall*, S. 175 Anmerkung) – dieser aber wird nicht anhand von einfachen Seiten-, sondern von (zusammengesetzten) Paragraphennummern gewährt. In den Verblisten sollten somit leider oft mehrere Seiten durchstöbert werden. Ein Beispiel: das „Verbum purum“ got. *saian*, aisl. *sá*, ae. *sāwan*, as. *sāian*, ahd. *sā(w)en* ist in 8.2. behandelt, man findet es dann auf Seite 71 unter Aor. **séh₁-/sh₁-* ‘eindrücken, einsetzen’. Dies stellt für den Leser ein eher schwieriges Unterfangen dar, zumal bereits das (eingangs gebrachte) Inhaltsverzeichnis (S. IX–XI) nicht gerade leserfreundlich wirkt. Dies wiederum hängt zusammen mit einer sowieso eher unübersichtlichen Strukturangabe des ganzen Buches, die sich im Layout niederschlägt. So stehen im letztgenannten Verzeichnis die Paragraphennummern nach, nicht vor deren je kürzeren oder längeren Titeln, was das Leserauge immer zum Springen zwingt. Der „1. Teil“ des „B) Hauptteil[s]“ ist weiter unterteilt in drei Kapitel (meine Bezeichnung, LdG), ohne dass die Strukturierung in Inhaltsverzeichnis und Buchtext (siehe S. IX, S. 5, S. 9 und S. 35) deutlich angegeben würde.

Damit sind wir längst bei formellen Aspekten des Werkes angelangt. Hier sind leider auch nicht wenige verunzierende Druckfehler zu verzeichnen, die doch der Korrektur bedurft hätten, zumal sie oft ausgerechnet das morphologische System der deutschen Sprache mit antasten (nur ein Beispiel unter vielen: „ins gesamten System verschleppt“, S. 151, Z. 2).

Doch zurück zum Inhaltlichen, zu dem folgende Bemerkungen noch zu machen wären. Zuerst: es mag stimmen, dass sich der Autor (so im Vorwort, S. VIII) darum bemüht hat, „entgegen einem gewissen ‚modern‘ (?) sein wollenden Trend [...] [s]eine Thesen in möglichst verständlicher Sprache vorzulegen, damit sie vom Fachmann auch verstanden werden, was man von manchen heutigen Veröffentlichungen auf sprachwissenschaftlichem Gebiet nicht unbedingt sagen kann“. Aber zugleich ist damit gesagt, dass sich das Werk eben an den Fachmann richtet, der als Alt- (besser: Proto)germanist über möglichst profunde Kenntnisse der indogermanistischen Sprachwissenschaft und deren Terminologie (etwa „tudáti-Typus“, „akrostatisches Präsens“, „Samprasāraṇa-Ablaut“) verfügen sollte. Damit hängt auch zusammen, dass das Buch, zwar themengerecht, relativ *in medias res* anfängt und der Studierende gehalten wäre, sich zuerst in allgemein(er)en Einführungen (besonders KRAHE, MEIER-BRÜGGER) zu orientieren. Das reichliche Literaturverzeichnis (das übrigens, genauso wie dasjenige des Inhalts, eigenwillig gestaltet ist) besorgt da wichtige Hinweise, aber auch die Verwunderung darüber, dass darunter die ausführliche und bemerkenswerte Studie von MAILHAMMER (2007) fehlt. Dieser Autor erwähnt seinerseits bibliographisch sechs Arbeiten von MOTTAUSCH, dessen deutlich als autoritativ betrachteter Name auf nicht weniger als 35 Seiten (auf einigen sogar mehrmals) ins Spiel gebracht wird, sowohl im zustimmenden (so etwa MAILHAMMER 2007, 67 Anmerkung, 101, 191) als im kritischen (MAILHAMMER 2007, 69 Anmerkung, 71 Anmerkung, 85, 98 Anmerkung, 103) bis ablehnendem Sinne (MAILHAMMER 2007, 80 2x, 102 3x). Besonders noch interessieren hier die Stellen, wo MAILHAMMER zugleich auch und ausgerechnet die Aoristbildungen (MAILHAMMER 2007, 76, 122 Anmerkung 134) und den (unter anderem eben von MOTTAUSCH angenommenen) „merger of original aorist and perfect forms at a Pre-Germanic stage“ (MAILHAMMER 2007, 39, 90) zur Sprache bringt (vergleiche noch in MAILHAMMER 2007, 113–114 den Abschnitt zum „loss of the aorist“). Vielleicht hat sich hier MOTTAUSCH um die Gelegenheit gebracht, sich explizit mit MAILHAMMER auseinanderzusetzen bzw. sogar zu ihm in irgendeinem Sinne Stellung zu nehmen. Dabei hätte er sich nicht einmal MAILHAMMERS, von VENNEMANN übernommene kühne, aber umstrittene These, laut der die Funktionalisierung des Ablauts in den germanischen Sprachen ein Ergebnis von Sprachkontakt mit semitischen Sprachen wäre, zu Eigen zu machen brauchen – ein Sichvernehmenlassen hätte genügt. Aber MOTTAUSCHS neues Buch ist selber, in der wissenschaftlichen Linie seiner vorigen Publikationen, anregend und faktenreich ausgestattet genug, um zur Kenntnis und ernst genommen zu werden.

LITERATUR

- KRAHE, HANS (1967): Germanische Sprachwissenschaft. II: Formenlehre. 6. Auflage. Berlin: Walter de Gruyter & Co. (Sammlung Göschen. 780).
- MAILHAMMER, ROBERT (2007): The Germanic Strong Verbs. Foundations and Development of a New System. Berlin/New York: Mouton de Gruyter (Trends in Linguistics. Studies and Monographs. 183).
- MEIER-BRÜGGER, MICHAEL (2002): Indogermanische Sprachwissenschaft. 8. Auflage. Berlin/New York: De Gruyter.
- MOTTAUSCH, KARL-HEINZ (1998): Die reduplizierenden Verben im Nord- und Westgermanischen. Versuch eines Raum-Zeitmodells. In: North-Western European Language Evolution 33, 43–91.
- RIX, HELMUT (Hg.) (2001): Lexikon der indogermanischen Verben. 2. Auflage. Wiesbaden: Reichert.
- SEEBOLD, ELMAR (1970): Vergleichendes und etymologisches Wörterbuch der germanischen Sprachen. The Hague/Paris: Mouton.
- SVERDRUP, JENS (1927): Der Aorist im germanischen Verbalsystem und die Bildung des starken Präteritums. In: Festschrift til Hjalmar Falk. Oslo: Aschehoug, 269–330.



PAUL LÉVY (2013): Die deutsche Sprache in Frankreich. Band 1: Von den Anfängen bis 1830. Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet von BARBARA KALTZ. Wiesbaden: Harrassowitz. XXVIII, 307 S. (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart. 11.1). € 52,-

Die Arbeit von BARBARA KALTZ ist mehr als die verdienstvolle und zuverlässige Übersetzung, die dem deutschsprachigen Publikum einen wichtigen Teil des Œuvres des elsässischen Sprachforschers PAUL LÉVY zugänglich macht. Darüber hinaus wird in der substantiellen Einleitung, der Überarbeitung des wissenschaftlichen Apparats, dessen Aktualisierung und Ergänzung (Bibliographie, Quellen, Register) auch ein Stück Wissenschaftsgeschichte insbesondere der deutsch-französischen akademischen Beziehungen, des Wirkens seiner Verantwortlichen, besonders die Elsässer betreffend in den schwierigen Perioden der Zeit nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg und die der Rezensent noch miterlebt hat, geleistet. Die Art und Weise, wie mit PAUL LÉVY umgegangen wurde, gereicht einigen damals führenden Germanisten insbesondere der Straßburger Universität nicht besonders zur Ehre. PAUL LÉVY hat eine doppelte und breite Ausbildung zunächst an der Universität Straßburg und danach an der Sorbonne erfahren. Dort hat er den Unterricht von CHARLES ANDLER, einem der Mitbegründer der Germanistik als wissenschaftlicher Disziplin in Frankreich, genossen, der ihn auch mit der Übersetzung von Briefen NIETZSCHES betraute und eine Studienreise nach Berlin leitete, an der PAUL LÉVY teilnahm. Darüber hinaus hörte er auch Vorlesungen in der Romanistik, und zwar Sprachgeschichte bei FERDINAND BRUNOT und Literaturgeschichte bei EMILE FAGUET, in der Soziologie (EMILE DURKHEIM) und Ethnologie (LUCIEN LÉVY-BRUHL). Nach dieser breit gefächerten Ausbildung, die von seinem Interesse für die Sozialwissenschaften zeugt und die später sein Schrifttum prägen wird, legte er das Staatsexamen für das Lehramt in den Fächern Deutsch, Philosophie, Französisch und Geschichte ab und wurde im selben Jahr 1911 in den Schuldienst übernommen. 1917 desertierte er und schloss sich der französischen Armee als Pionier in einer Fernmeldetruppe an, was durchaus von seiner später unterschwellig angezweifelten französischen Gesinnung zeugte. 1911 war seine deutsche Dissertation „Geschichte des Begriffes Volkslied“ in Berlin erschienen. Unbeachtet und weitgehend in der Unterrichtspraxis unberücksichtigt blieben seine Ausführungen über „Die Verwertung der Mundarten im Deutschunterricht höherer Lehranstalten unter besonderer Berücksichtigung des Elsässischen“ (1913), obwohl sich im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in der elsässischen Lehrerschaft ein gewisses Interesse in der Diskussion über neuere Möglichkeiten für den Deutschunterricht abzeichnete. Vor und nach 1918 kamen mit gegensätzlichem Vorzeichen solche Überlegungen nicht zum Zuge, weil hier Befürchtungen angesichts eines elsässischen Partikularismus zum Vorschein kamen. Diese Arbeit, die 1929 LÉVYS Habilitationsverfahren angegliedert wurde, wurde von SPENLÉ, der als Mitglied der hochkarätig besetzten Jury fungierte, als oberflächliche „Seminararbeit“ unqualifiziert abqualifiziert. Ähnlich erging es der als „Thèse principale“ vorgelegten Arbeit „Histoire linguistique d’Alsace et de Lorraine“ (1929), die die Jurymitglieder SPENLÉ und VERMEIL herablassend, vor allem wegen sprachlicher Mängel, beurteilten. Besonders hervorgehoben wurden die Germanismen, Schwerfälligkeiten, Ungeschicklichkeiten, der mangelhafte Stil einer Arbeit, der die Wissenschaftlichkeit abgesprochen wurde. Sie wurde aber in der internationalen wissenschaftlichen Öffentlichkeit positiv aufgenommen und erhielt den „Prix Gobert“ der Académie française. PAUL LÉVYS Bemühungen eine Universitätskarriere einzuschlagen, obwohl sie von hoher Stelle zum Beispiel von Recteur und Jury-Mitglied CHRISTIAN PFISTER unterstützt wurde, blieben erfolglos, weil die fehlende Agrégation – in Wirklichkeit ein Zulassungs-Concours für das Lehramt – ihm zum Verhängnis wurde. Hier kamen zwei Momente zum Zuge: das sprachliche (MICHEL FOUCAULT schrieb später vom „monoglotten Narzißmus der Franzosen“ in „La Quinzaine littéraire“ 5/1966) und der blinde Glaube an die universelle Gültigkeit der französischen institutionellen Auslesekriterien und -mechanismen, denen PAUL LÉVY zum Opfer fiel, obwohl seine Publikationen Anerkennung fanden (siehe Rezensionen von LÉVYS Schriften S. 264, unter anderem von namhaften Linguisten wie ANTOINE MEILLET, KURT BALDINGER, ANDRÉ MARTINET, VITTORE PISANI, WALTHER VON WARTBURG, PAUL ZUMTHOR und JEAN FOURQUET) und von einer regen wissenschaftlichen Tätigkeit zeugen. LÉVYS Habilitationsarbeit ist längst zum

Standardwerk geworden, das häufig zitiert und gelegentlich ausgeschrieben wurde. Dass bei der Missachtung vielleicht auch nicht beweisbare antisemitische Regungen gegen den aus dem ländlichen elsässischen Judentum stammenden LÉVY eine Rolle spielten, ist nicht auszuschließen. Seine 1931 erschienenen Vorträge bei Radio Strasbourg „Plaudereien über elsässische Sprache und Literatur“ sind ein interessanter Versuch, wissenschaftliche Erkenntnisse einem breiteren Publikum zugänglich zu machen. Die Entwicklungen im Dritten Reich ahnend und befürchtend, beantragte PAUL LÉVY seine Versetzung nach Paris, wo er bis zu seiner Pensionierung am Lycée Rollin (später nach dem erschossenen Widerstandskämpfer und Germanisten JACQUES DECOUR benannt) unterrichtete. Nach 1945 – das Vichy-Régime hatte ihn aufgrund der antisemitischen Gesetzgebung aus dem Staatsdienst entlassen und er überlebte versteckt dank der Hilfe seiner Concierge – wirkte er als Mitglied des „Comité d’Histoire de la seconde guerre mondiale“ und beteiligte sich an der Durchsicht von NS-Archiven zur Vorbereitung der Nürnberger Prozesse.

Auch sein früher Beitrag zur „Dekonstruktion“ des Begriffs „deutsch“ wäre hier noch zu erwähnen. Der empathische Nachruf des Herausgebers der *Etudes Germaniques* MAURICE COLLEVILLE (1962, 509–510) ist eine Art „Wiedergutmachung“, die in der hier besprochenen Arbeit fortgesetzt wird.

Im Abschnitt 2 ihrer Einleitung behandelt BARBARA KALTZ „Methode, Inhalt und Rezeption“ von PAUL LÉVYS Untersuchung. Dabei erörtert sie die über die Fachwelt hinausgehende Rezeption. Große Bedeutung hat die auf BRUNOT, den PAUL LÉVY als akademischen Lehrer an der Sorbonne hatte, zurückgehende Unterscheidung zwischen innerer und äußerer Sprachgeschichte, die auch von der Überzeugung ausgeht, dass das Sprachliche und das Soziale sich gegenseitig bedingen. Auf den methodischen Ansatz von BRUNOT beruft sich PAUL LÉVY ausdrücklich und die eigene Arbeit versteht er als „Baustein [...] für die noch zu schreibende allgemeine Sprachgeschichte der Länder Europas“ (S. XX). Etwas kurz geraten ist bei PAUL LÉVY die Periode, in der die Trennung der romanischen und germanischen Sprachgebiete behandelt wird. PAUL LÉVY unterstreicht auch die große Bedeutung der persönlichen Beziehungen und der im Unterricht benutzten Lehrwerke. BARBARA KALTZ zitiert auch die kritischen Anmerkungen von MARTINET und FOURQUET, die als Vertreter des Strukturalismus dargestellt werden. Es überwiegen doch die lobenden Äußerungen, die vor allem die Vielfalt und den Umfang des ausgewerteten Quellenmaterials hervorheben. In ihren „Erläuterungen zur deutschen Ausgabe“ (S. 3) erörtert BARBARA KALTZ ihre korrigierenden, aktualisierenden und vervollständigenden Eingriffe, die der Übersetzung einen eindeutigen Mehrwert verleihen. Dies gilt auch für die biographischen Recherchen, die dieser zum Teil verkannten Forscherpersönlichkeit mehr Relief verleihen und darüber hinaus auch zur Geschichte des Fachs in schwierigen Zeiten erhellende Elemente hinzufügen. Auch dies erhöht noch den Wert von BARBARA KALTZ’ Arbeit.

LITERATUR

COLLEVILLE, MAURICE (1962): *Nécrologie. Paul Levy (1887–1962)*. In: *Etudes Germaniques* 17 (4), 509–510.

FOUCAULT, MICHEL (1966): In: *La Quinzaine littéraire* 5.

LÉVY, PAUL (1911): *Geschichte des Begriffes Volkslied*. Berlin: Mayer & Müller.

LÉVY, PAUL (1913): *Die Verwertung der Mundarten im Deutschunterricht höherer Lehranstalten unter besonderer Berücksichtigung des Elsässischen*. In: *Zeitschrift für den deutschen Unterricht*. Ergänzungsheft 8. Leipzig: Teubner.

LÉVY, PAUL (1929): *Histoire linguistique d’Alsace et de Lorraine*. Paris: Les Belles Lettres (Publications de la Faculté des lettres de l’université de Strasbourg, fasc. 47 et 48).

LÉVY, PAUL (1931): *Plaudereien über elsässische Sprache und Literatur*. Strasbourg: Editions des Dernières Nouvelles.



HORST-HAIDER MUNSKE / ALFRED KLEPSCH (Hg.) (2014): Sprachatlas von Mittelfranken (SMF). Band 3: Mittelhochdeutsche Kurzvokale. Von KARIN RÄDLE. Heidelberg: Winter. 269 S., 99 Ktn. (Bayerischer Sprachatlas. Regionalteil 2). € 128,-

Im Einführungsband zum „Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben“ (SBS) hält WERNER KÖNIG (1997, 15) fest, dass „ein Sprachatlas ein Werk der sprachwissenschaftlichen Grundlagenforschung [ist]“, in dem der „Kartenschreiber Realitäten entstehen lässt, [...], die im Prinzip auf hundert subjektiven Entscheidungen beruhen“ (KÖNIG 1997, 38). Deswegen fordert er, dass der Kartenschreiber sowohl „die Kriterien, nach denen [er] abstrahiert [...], gewichtet [... und] auswählt“, als auch die Ziele und Vorgehensweisen, die ihn leiten, „bei jeder Karte“ gewissenhaft darlegt (KÖNIG 1997, 37). Um die Karten und deren Inhalte verstehen und interpretieren zu können, ist man bei allen Bänden aus dem „Bayerischen Sprachatlas“ (BSA) gut beraten, die jeweiligen Einleitungen und Ausführungen sorgfältig zu lesen, bevor man sich auf die Karten stürzt. Dies gilt auch für den vorliegenden Band, den dritten und zuletzt erschienenen von insgesamt acht, aus dem „Sprachatlas von Mittelfranken“ (SMF), in dem KARIN RÄDLE die Lautgeographie der Kurzvokale in Mittelfranken behandelt.

In der Einleitung (S. 1–9) legt die Autorin ihr Konzept für den vorliegenden Band vor. Sie informiert über die Anlage der Arbeit (Aufbau des Bandes, mittelhochdeutsches Bezugssystem, Gliederung der Kapitel) und das umfangreiche Arbeitsprogramm, das sie sich für 350 Belegwörter gibt, von denen sie 270 auf 96 Karten (13 Karten zu mhd. *a*, 9 Karten zu mhd. *ä* [Sekundärumlaut], 16 Karten zu mhd. *ë*, 9 Karten zu mhd. *e* [Primärumlaut], 5 Karten zu mhd. *ö*, 14 Karten zu mhd. *o*, 7 Karten zu mhd. *i*, 8 Karten zu mhd. *ii*(*u*), 5 Karten zu mhd. *u*(*ü*), 10 Karten zu den Quantitätsverhältnissen) und 80 textlich behandelt. Sie stellt heraus, dass die aussagekräftige, von Symbolen und Zusatzsymbolen nicht überlastete Karte Richtschnur und Ziel ihres Vorgehens ist und betont, dass sie hierfür sowohl mit SMF-internen Konventionen (zum Beispiel Farbe Rot zur Hervorhebung von „sprachraumspezifischen Merkmalen“, S. 6, statt – wie im SMF üblich – für nordbairische Realisierungen) als auch mit bandinternen Regelungen bricht (zum Beispiel kennzeichnet ein Querstrich durch ein Symbol in der Regel Zentralisierungen, wohingegen auf Karte 52: „Mhd. *ö* vor *r* + Konsonant“ der Querstrich nicht-zentralisierte Realisierungen markiert, siehe S. 6). Weiter erklärt RÄDLE ausführlich die von ihr angewendeten Darstellungsmittel, zu denen sie neben den auf den Karten verwendeten Symbolen, Flächen und Isoglossen auch die Kartenlegenden, die auf einer CD beigefügten Beleglisten sowie verschiedene Kommentartypen zählt, bei denen sie einleitende Kommentare und Kartenkommentare unterscheidet.

Die Kapitelgliederung des Hauptteils („2. Karten und Kommentare“, S. 11–257) folgt entsprechend der mittelhochdeutschen Bezugslaute. RÄDLE beginnt die einzelnen Kapitel immer mit sehr systematisch strukturierten „einleitenden Kommentaren“. In ihnen listet sie die jeweils kartierten Belegwörter, wobei zunächst die Unterteilung der Belegwörter nach Vollerhebung, Teilerhebung und Kurzerhebung etwas verwirrt, die – man kommt mit etwas Nachdenken und Sprachatlasenerfahrung darauf – angibt, welche Belegwörter für die Orte kartiert wurden, in denen keine Vollerhebungen sondern nur Teil- bzw. Kurzerhebungen gemacht wurden. Anschließend listet RÄDLE die textlich behandelten Belegwörter, versehen mit einem Verweis auf den Kartenkommentar, in dem sie behandelt werden. Es folgt eine dritte Liste mit den Karten zum jeweiligen mittelhochdeutschen Bezugsvokal, zum Beispiel Karte 39: „Mhd. *e* in Äpfel“, Karte 40: „Mhd. *e* in Dehnung, Normalentwicklung“ usw. (S. 112). Es folgen durchnummerierte Unterkapitel. Diese enthalten Ausführungen über den jeweiligen mittelhochdeutschen Bezugsvokal sowie knappe Zusammenstellungen der mundartlichen Realisierungen im Untersuchungsgebiet in Abhängigkeit von der phonotaktischen Umgebung (mittelhochdeutscher Bezugsvokal bei erhaltener Kürze, mittelhochdeutscher Bezugsvokal in Dehnung, mittelhochdeutscher Bezugsvokal vor *l*, mittelhochdeutscher Bezugsvokal vor Nasal, mittelhochdeutscher Bezugsvokal vor *r*). Hier arbeitet KARIN RÄDLE den Kurzvokalismus systematisch ab. Sie legt dar, zu welchen Themen Karten erstellt wurden und zu welchen Themen nicht. So gibt es zum Beispiel keine Karten zu mhd. *a* und mhd. *e* (Primärumlaut), beide bei erhaltener Kürze, da die mundartlichen Realisierungen nicht gebietsbildend sind, und keine Karte zu mhd. *u* vor *l*, weil „im Material kein Belegwort zur

Verfügung steht“ (S. 221). Diese einleitenden Kommentare bieten aufgrund ihrer Kompaktheit und systematischen Durchführung dem Leser eine sehr gute Möglichkeit, sich einen Überblick über das Untersuchungsgebiet zu verschaffen und sich zielgerichtet zu orientieren.

Die Sprachkarten und die dazugehörigen Kartenkommentare sind immer auf gegenüberliegenden Seiten abgedruckt. Die Kartenkommentare beginnen stets mit dem Kartentitel und der Liste der in die Karte eingegangenen Belegwörter. Auch die Kartenkommentare sind in Unterkapitel unterteilt, die jeweils mit den Überschriften „Übersicht“ und „Weiterführende Informationen“ versehen sind. In den Übersichten legt KARIN RÄDLE zum Beispiel die Kriterien dar, nach denen sie die Belegwörter auf der Karte zusammengefasst hat, an welchen Orten das Belegwort nicht erhoben werden konnte, weil die Gewährsleute zum Beispiel Heteronyme gebrauchten (zum Beispiel *Arbeit*, S. 66). Sie gibt an, ob das Belegwort als Simplex oder Wortbildungsprodukt erfragt werden konnte (zum Beispiel *Mühle*, das an einigen Orten als Grundwort in *Windmühle*, *Mahlmühle*, *Putzmühle* notiert wurde, S. 204) oder welche mittelhochdeutschen Varianten eines Belegwortes aufgrund der mundartlichen Realisierungen für das Untersuchungsgebiet anzunehmen sind (siehe zum Beispiel *Arbeit*, S. 66, oder *Sense*, S. 100). Die Autorin liefert Originaltranskripte, stellt die wichtigsten Aspekte des Kartenbildes vor, beschreibt und klassifiziert Lautareale bzw. Sprachgrenzen, zum Beispiel „Die Linie, die m[und]a[rt]lich ā einerseits und m[und]a[rt]lich ǝ andererseits als Entsprechungen von gedehntem mhd. *a* trennt, ist eine wichtige Isoglosse, die die Außengrenze des Schwäbischen gegen das Ostfränkische und Bairische markiert“ (S. 16). Die „weiterführenden Informationen“ enthalten eine Fülle an weiteren Detailinformationen. Dazu gehören zum Beispiel ausführliche Beschreibungen der mundartlichen Realisierungen sowie der sich ergebenden Raumbilder, Angaben zur Häufigkeit einzelner Transkriptionen, Erläuterungen zu einzelnen Belegwörtern (zum Beispiel *Grab*, S. 16, *Schmalz*, S. 24), zu Besonderheiten an einzelnen Erhebungsorten (zum Beispiel S. 100), zur Entwicklung der Folgekonsonanz (zum Beispiel Nasalschwund in *Schwanz*, S. 36, Dentalschwund in *Gerste*, S. 108, Vokalisierung von mhd. *l* in *Öl*, S. 146, Erhalt und Ausfall von mhd. *r* in *Dorf*, S. 178), zur mundartlichen Silbenstruktur (zum Beispiel Einsilbigkeit des Belegworts *Ställe*, S. 58), zu Unterschieden bei den Antworten der Gewährspersonen (siehe 2.7 Konfessiolekt, S. 35) oder zur Semantik (zum Beispiel unterschiedliche Bedeutungen des Belegworts *Fahne*, S. 38). Diese Liste könnte noch weitergeführt werden. Es ist eine großartige Leistung RÄDLES, dass sie all diese Fakten umfassend, präzise, übersichtlich und mit treffenden Beispielen belegt präsentiert.

Diese Präzision und Klarheit der Darstellung zeigt sich auch in den Karten. RÄDLE liefert 37 Einzelwortkarten und 59 Kombinationskarten, auf denen sie meistens zwei, im Einzelfall zehn (zum Beispiel Karte 24: „Mhd. *ē* in Dehnung, Normalentwicklung“, S. 80–83) bis zu 27 Belegwörter (zum Beispiel Karte 87: „Unterbliebene Dehnung im alten Dreisilber“, S. 236–239) auf einer Karte zusammenfasst. Als darstellerische Mittel nutzt sie Symbole, die in Form, Ausrichtung, Größe, Farbe, Strichstärke und Füllung variieren. Hinzu kommen ebenfalls in Farbe und Füllung unterschiedene Flächen sowie Linien. In der Regel stehen vertikal ausgerichtete Rechtecke für kurze Monophthonge, horizontal ausgerichtete Rechtecke für lange Monophthonge, Dreiecke mit nach oben gerichteter Spitze für steigende, mit nach unten gerichteter Spitze für fallende Diphthonge. Meist kommt RÄDLE mit diesen Grundformen aus, die sie, um Unterschiede in der Qualität oder Vorkommenshäufigkeit darzustellen, verschieden färbt, füllt, auszeichnet oder miteinander kombiniert. Linien und Flächen nutzt sie, um zum Beispiel konsonantische Besonderheiten darzustellen oder Vergleiche mit anderen Belegwörtern anzustellen. Zum Beispiel zeigen die roten Flächen in Karte 9: „Mhd. *a* vor *n* + Konsonant in *Schwanz*“, wo im Belegwort *Gans* im Unterschied zum vorliegenden Befund steigende Diphthonge bzw. Monophthonge vom Typ *ū* bzw. *u* erhoben wurden (siehe S. 37). So gelingt es RÄDLE mit einem Minimum an darstellerischen Mitteln ein Maximum an Information auf den Karten unterzubringen. Ihr Ziel, aussagekräftige, von Symbolen und Zusatzsymbolen nicht überlastete Karten zu erstellen, hat sie fraglos erreicht. Alle Karten aus dem vorliegenden Band sind unaufgeregt, sachlich und sehr gut lesbar. Schade ist, dass RÄDLE in den Kartenlegenden nur in einem Ausnahmefall Beispiele in Originaltranskription liefert (Karte 93: „Einsilber auf Frikativ: *Frosch*, *Faß*, *Stich*“, S. 251). Diese findet der Leser abschließend in den Kartenkommentaren. Dies ist manchmal umständlich, wird aber dadurch etwas

erleichtert, dass RÄDLE in den Kartenkommentaren immer auch die Symbole abbildet. Bedauerlich ist auch, dass sie nur ausnahmsweise auf vergleichbare Karten aus den anderen BSA-Projekten verweist, für die die Bände zu den Kurzvokalen alle seit geraumer Zeit vorliegen. Eine engere Einbindung der angrenzenden Projekte wäre wünschenswert gewesen. Dem Band mitgegeben sind drei Einleitungskarten (Karte I: „Die Teilprojekte des Bayerischen Sprachatlas“, Karte II: „Erhebungsorte des SMF“, Karte III: „Konzept der Sprachräume in Mittelfranken“) sowie ein Anhang (S. 259–269), der unter anderem ein alphabetisches Ortsverzeichnis (S. 260–262) und ein alphabetisches Wortregister (S. 263–273) aller im Band bearbeiteten Belegwörter enthält.

Es gilt festzuhalten, dass KARIN RÄDLE mit diesem Kurzvokalband ein vorbildliches Grundlagenwerk vorlegt, in dem sie ein umfangreiches Datenmaterial in hervorragender Art präsentiert. HORST HAIDER MUNSKE und ALFRED KLEPSCH, die Herausgeber des SMF, greifen nicht zu hoch, wenn sie den vorliegenden Band im Vorwort als „Krönung“ (S. V) des SMF beschreiben.

LITERATUR

WERNER KÖNIG (Hg.) (1997): Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben. Band 1: Einführung. Herausgegeben und bearbeitet von WERNER KÖNIG. Kartographie: SABINE IHLE. Exploration: EDITH FUNK, MANFRED RENN und BRIGITTE SCHWARZ. Heidelberg: Winter (Bayerischer Sprachatlas. Regionalteil 1).

Würzburg

ALMUT KÖNIG

PHILIPP STOECKLE (2014): Subjektive Dialektäume im alemannischen Dreiländereck. Hildesheim [u. a.]: Olms. 574 S. (Deutsche Dialektgeographie. 112). € 78,–

Welche Vorstellungen haben linguistische Laien von deutschen Dialekten und deren Sprechern, das heißt, über welches Wissen verfügen linguistische Laien, wenn es um deutsche Dialekte geht? So könnte man – vereinfachend – die grundlegende Fragestellung der *perceptual dialectology*, im deutschen Sprachraum auch Wahrnehmungsdialektologie oder Ethnodialektologie genannt, bezeichnen. In den letzten Jahren hat diese Forschungsrichtung einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen. Mittlerweile kann man sagen, dass die Wahrnehmungsdialektologie neben der traditionellen Form der Dialektologie, die sich mit den objektiven Sprachgegebenheiten im Raum beschäftigt (Sprachatlant, Ortsgrammatiken, Dialektwörterbücher), etabliert hat. Eine Reihe von Studien haben der Wahrnehmungsdialektologie im deutschen Sprachraum den Weg gebahnt, zum Beispiel die Dissertationen von ANDERS (2010) oder von PURSCHKE (2011), um nur exemplarisch zwei Studien zu nennen.

Bislang war in der Wahrnehmungsdialektologie der Blick auf größere Gebiete des deutschen Sprachraums vorherrschend.¹ Insofern ist der Ansatz der Dissertation von PHILIPP STOECKLE sehr zu begrüßen, der nun auf einer eher lokalen Ebene das Wissen linguistischer Laien untersucht. Sein Untersuchungsraum ist das alemannische Dreiländereck im Südwesten des deutschen Sprachraums. An insgesamt 37 Orten (32 in Deutschland, 3 im Elsass, 2 in der Schweiz) befragte er insgesamt 222 Gewährspersonen (GWP) zu ihrem Wissen über kleinräumige Dialekte in der eigenen Umgebung.

Eher bescheiden, meines Erachtens zu bescheiden, formuliert STOECKLE das Ziel der Untersuchung: „Wie bereits der Titel verrät, liegt der Fokus der Untersuchung auf den subjektiven Dialektäumen, also der geographischen Dimension des ethnodialektologischen Wissens.“ (S. 4). Tatsächlich geht der Ansatz des Autors jedoch weit über die bloße Rekonstruktion von *mental maps*

¹ Ausnahmen wie HOFER (2004) oder die frühe und wegweisende Studie von DIERCKS (1988) zu *mental maps* bestätigen diese Regel.

linguistischer Laien hinaus. Es geht zwar auch um die Frage, wie linguistische Laien einzelne Dialektregionen verorten, welche räumlichen Vorstellungen sie haben, aber es wird ebenso erhoben, welche sprachlichen und auch außersprachlichen Merkmale sie mit diesen Dialektgebieten verbinden, welchen Einfluss außersprachliche Faktoren wie die Staatsgrenze, topographische, konfessionelle und kulturell-historische Gegebenheiten auf die Wissensbestände linguistischer Laien haben. Zudem kann der Autor über die Stratifikation seiner Gewährspersonengruppen (Altersgruppe 60–70 vs. 25–35, Geschlecht, Berufsmilieu: handwerklich-landwirtschaftlich vs. kommunikationsorientiert) viele weitere Ergebnisse präsentieren, die über eine bloße Rekonstruktion der räumlichen Aspekte linguistischen Laienwissens weit hinausgehen.

Um dies hier bereits vorweg zu nehmen: Die Studie von STOECKLE ist vorbildlich und dürfte für vergleichbare Projekte ein Referenzwerk werden. Dies gilt sowohl für die theoretische Fundierung als auch in ganz besonderer Weise für die Methodologie und für die praktische Umsetzung (Aufbereitung der Daten, Visualisierung der Daten, Analyse der gewonnenen Ergebnisse). Die wenigen Fragen (siehe unten), die für den Rezensenten hier offen geblieben sind, fallen demgegenüber nicht ins Gewicht, sondern sind eher Zeugnis dafür, dass das Feld der Wahrnehmungsdialektologie noch viele weitere Erkenntnisse bereit hält.

Die Arbeit ist in sechs Hauptkapitel (mit insgesamt 31 Unterkapiteln) gegliedert. Nach einer konzisen Einleitung in das Thema und in die Fragestellung gibt der Autor einen hervorragenden, präzise zusammenfassenden Überblick über den derzeitigen Stand der Forschungen zur Wahrnehmungsdialektologie (Kap. II). Daran anschließend stellt er das Untersuchungsgebiet und die verwendete Methode vor (Kap. III). In Kapitel IV werden dann die Ergebnisse der qualitativen Analysen vorgestellt, das heißt hier werden die einzelnen Untersuchungsorte (aggregiert zu insgesamt elf Gebieten) unter folgenden Fragestellungen charakterisiert: Welche subjektiven Ausdehnungen haben die Dialektgebiete der GWP? Wie werden diese Gebiete gegliedert? Welche sprachlichen Merkmale assoziieren die GWP mit den Dialektgebieten? Neben klassischen Fragestellungen (Ähnlichkeitseinschätzung zur eigenen Sprechweise, Dialektstärke, Sympathie/Antipathie) werden dabei – und dies ist eine besondere Stärke der Arbeit – auch Vergleiche angestellt, die zeigen, ob und inwieweit sich die Vorstellungen der linguistischen Laien mit den objektiven Daten der Dialektgeographie (Sprachatlant) decken. Dazu hat der Autor meist Daten aus dem SSA („Südwestdeutscher Sprachatlas“) genutzt, wobei er in vielen Fällen selbst Karten aus dem Material erstellt hat.

Kapitel V bietet dann die quantitativen Analysen, in denen – über das gesamte Untersuchungssample hinweg – einzelne Faktoren analysiert werden. So werden hier die Salienz einzelner (kleinräumiger) Dialektgebiete für die Gesamtheit der GWP, die Bedeutung der historisch-konfessionellen Grenzen, die Rolle der Staatsgrenzen, die sozialen Parameter (Geschlecht, Berufsmilieu) und die Klassifikation der assoziierten sprachlichen Merkmale insgesamt in den Blick genommen. Kapitel VI schließt die Studie mit drei Unterkapiteln ab. Neben einem Gesamtfazit zur Studie mit allen relevanten Ergebnissen ist hier vor allem das Unterkapitel „Zum Status subjektiver Dialektgebiete“ interessant. Der Autor stellt in sehr überzeugender Weise dar, nach welchen Kriterien sich Dialektgebiete aus der Sicht linguistischer Laien einerseits und aus der Sicht objektiver Dialektologie andererseits konstituieren. Während es in der objektiven Dialektologie „nur“ darum geht, die tatsächliche Verteilung sprachlicher Merkmale (Phonologie, Morphologie, Lexik, Syntax) festzustellen und mit Isoglossen handhabbar zu machen, sind subjektive Dialektgebiete anders konstituiert. Zwar spielen auch hier sprachliche Merkmale eine gewisse Rolle, jedoch nur in zweiter Linie. Subjektive Dialektgebiete werden in erster Linie durch außersprachliche Faktoren konstituiert:

Die wichtigste Voraussetzung für die mentale Konstruktion eines Dialektgebiets ist dessen Identifizierbarkeit anhand von räumlich-strukturellen Faktoren. Dazu zählen politische Grenzen, topographisch charakteristische Formationen wie Berge oder Täler, historische, territoriale und konfessionelle Grenzen sowie Städte. Ein weiterer wichtiger Einflussfaktor, der sich vor allem auf die Bewertung der subjektiven Dialekt Räume auswirkt, lässt sich in der Opposition Stadt – Land festmachen. Während ländliche Regionen meist für aus-

geprägte Dialektalität stehen, werden Städte mit schwachem Dialektgebrauch assoziiert. Am einfachsten ist ein Gebiet dann für die Sprecher identifizierbar, wenn mehrere dieser Faktoren zusammenfallen. Die Tatsache, dass objektive und subjektive Dialektraumgliederungen generell nicht übereinstimmen, ist darauf zurückzuführen, dass objektive Gliederungen anhand von Dialektmerkmalen erstellt werden, während subjektive Gebiets-einteilungen auf strukturellen Faktoren beruhen, und Merkmale erst im zweiten Schritt „gefunden“ werden. (S. 521)

Die Studie von PHILIPP STOECKLE bietet viele interessante Ergebnisse, die in dieser Besprechung (leider) nicht alle detailliert dargestellt werden können. In methodischer Hinsicht setzt der Autor auf die mittlerweile in der Dialektologie immer stärker Verwendung findenden GIS-Anwendungen („Geo-Information-Systeme“). Diese ermöglichen es, die erhobenen Daten in vielfältiger Weise zu analysieren und in Form unterschiedlichster Karten anschaulich zu präsentieren. So kann der Leser nicht nur unmittelbar nachvollziehen, welche *mental maps* die einzelnen GWP in ihrer unmittelbaren und auch weiter reichenden sprachlichen Umgebung haben, sondern auch, wie diese *mental maps* in aggregierter Form (bezogen auf einzelne Untersuchungsorte oder auch auf das gesamte Untersuchungsgebiet) aussehen. Auch bei den quantitativen Analysen zeigen sich die Vorteile der Datenbearbeitung und -darstellung mit Hilfe von GIS.

Bei 37 Erhebungsorten, die von Herbolzheim im Norden über Ottmarsheim (Elsass) im Westen, Waldshut-Tiengen im Osten bis Rheinfelden (Schweiz) im Süden reichen, ist es nachvollziehbar, dass der Autor bei den Gebietsanalysen verschiedene Orte zu größeren Gebieten zusammenfassen möchte. Dafür gibt er drei Kriterien an: Überlappung in den *mental maps*/Verdichtungsgebieten, Ortsinklusion und nationalstaatliche Zugehörigkeit (S. 138–140). Für die dadurch entstehenden Gebiete im Stadtgebiet Freiburg, im Elsass und in der Schweiz leuchten diese Gebietsaggregationen unmittelbar ein, wenngleich – und dies merkt auch der Autor an – eine Aggregation „Schweiz“ aus der Sicht der Schweizer GWP eher als problematisch anzusehen ist, da die Schweizer GWP über ein anderes Differenzierungsvermögen in Bezug auf die Schweizer Dialekte verfügen als die deutschen GWP. Insofern ist die Aggregation Schweiz eher als Gebiet aus der Sicht der deutschen GWP zu verstehen.

Durch dieses Aggregationsverfahren entstehen aus den 37 Erhebungsorten letztlich elf Gebiete, die den Untersuchungsraum strukturieren (Emmendingen-West, Emmendingen-Ost, Breisgau-West, Stadt Freiburg, Dreisamtal, Breisgau Süd, Nördlicher Kreis Lörrach, Südlicher Kreis Lörrach, Kreis Waldshut, Elsass, Schweiz).

So schlüssig diese Unterteilung auf den ersten Blick scheint, so bleiben doch Fragen offen, die den Status dieser Gebiete betreffen. Es stellt sich die Frage, ob diese Gebiete tatsächlich in dieser Form bei den linguistischen Laien konzeptionell als *mental maps* so existieren, die über den eigenen ganz eng begrenzten lokalen Dialekt hinausgehen? Diese Frage ergibt sich aus dem Blick auf die Karten, die die Aggregationen aufzeigen. So zeigt sich etwa im Gebiet „Nördlicher Kreis Lörrach“, das vom Osten nach Westen fast das gesamte Untersuchungsgebiet überdeckt (von Efringen-Kirchen im Südwesten bis Todtnauberg im Nordosten), dass hier Orte zusammengefasst sind, die in der Befragung insgesamt kaum eine Verdichtung aufweisen und die bei den GWP auch nicht zusammengruppiert wurden. Der Autor fängt dies bei diesem Gebiet ein wenig dadurch auf, dass er in der Darstellung das Gebiet nochmals aufteilt in ein östliches und ein westliches Teilgebiet. Allerdings bleibt auch hier die Frage der Verdichtung, wenn man zum Beispiel sieht, dass zwischen den Orten Schönenberg, Todtnauberg und Neuenweg in den *mental maps* der GWP kaum Überschneidungen vorliegen (S. 256). Auch das für die Zusammengruppierung eigentlich relevante Kriterium der Ortsinklusion scheint hier weder für die Teilgebiete („Nördlicher Kreis Lörrach Ost“ vs. „Nördlicher Kreis Lörrach West“) noch für das gesamte Gebiet „Nördlicher Kreis Lörrach“ zu greifen. Ähnliche Fragen, was die Verdichtung/Überlappung der *mental maps* der GWP betrifft, stellen sich auch bei einer Reihe von anderen aggregierten Gebieten.

Allerdings ist die Aggregation auf einer höheren Stufe, auf einer Stufe, die die einzelnen Erhebungsorte übersteigt, sinnvoll. Versteht man sie als Analyseinstrument für den Forscher, der größere Zusammenhänge erkennen möchte und vergleichsweise ähnlich gelagerte Fälle (in

Bezug auf die *mental maps*, die Dialektgliederungen und die sprachlichen Merkmale) zur besseren Nachvollziehbarkeit und Anschaulichkeit zusammengruppieren möchte, dann sind die elf Gebiete sicherlich hilfreich. Festgehalten werden kann daher, dass die Frage, ob es sich bei den elf Gebieten um eine Art *mental maps* mittlerer Reichweite bei den GWP handelt, eher offen bleiben muss, dass aber der eben formulierte Einwand auch nicht schwer wiegt, denn: Über die sehr detaillierten Auswertungen in den Gebietsanalysen und auch in den quantitativen Analysen des zweiten Teils kann der Leser immer nachvollziehen, wie die Datenlage an den einzelnen Erhebungsorten ist.

Eine zweite Frage, die sich dem Rezensenten gestellt hat, betrifft die Formulierung der Nullhypothese in Bezug auf die Raumvorstellungen der linguistischen Laien. Nach der Nullhypothese würden sich die *mental maps* der GWP unbeeinflusst von anderen Faktoren gleichmäßig um den Ortspunkt herum ausdehnen:

Die Art der Fragestellung suggeriert bereits, dass der Erhebungsort als sprachliche Origo definiert wird, von der aus der Dialekt sich in alle Richtungen erstreckt. Es ist anzunehmen – und die Daten belegen dies –, dass auch aus der Sicht der Sprecher keine gleichmäßige Ausdehnung des Dialekts vorherrscht, sondern dieser durch verschiedene Einflüsse in seiner geographischen Erstreckung eingeschränkt wird. Da sich allerdings aus der Betrachterperspektive nicht von vorneherein bestimmen lässt, welche Einflüsse für die Sprecher relevant sind und in welchem Verhältnis diese zueinander stehen, konstruieren wir zunächst den „unmarkierten“ Fall, in dem wir von einer ungehinderten Ausbreitung des Dialekts von der Origo ausgehen, die mit größerer Entfernung abnimmt. Diesen Fall nennen wir „Nullhypothese“ [...]. (S. 132)

Die Formulierung der Nullhypothese ist plausibel. Der Rezensent fragte sich allerdings bei der Berechnung der konkreten Umfänge der sich aus der Nullhypothese ergebenden Räume, ob diese nicht auf die Gesamtheit aller GWP hätten bezogen werden müssen. Abbildung 10.4. (Seite 135) zeigt, dass tatsächlich die durchschnittliche räumliche Erstreckung pro Ortspunkt (über die jeweils sechs GWP) errechnet wurde, was zu unterschiedlich großen Nullhypothesegebieten geführt hat. Wäre die durchschnittliche Fläche, die alle GWP eingezeichnet haben, als Grundlage genommen worden, hätten die Nullhypothesegebiete (Kreise) eigentlich gleich groß sein müssen. Dann hätte sich die Nullhypothese einheitlich auf die Gesamtheit der GWP bezogen. Allerdings ist dieser Einwand letztlich marginal, denn: Die Zurückweisung der Nullhypothese gelingt dem Autor bei der einen wie bei der anderen Berechnungsweise. Die Gebietsanalysen zeigen in jedem Einzelfall, dass bestimmte topographische, politische, kulturelle, konfessionelle Faktoren einen ganz erheblichen Einfluss auf die Ausgestaltung der *mental maps* der GWP haben, so dass es letztlich irrelevant ist, ob die Nullhypothese nur über jeweils sechs GWP eines Ortspunktes oder über alle GWP formuliert wird.

Sehr überzeugend sind die Datenauswertungen und Ergebnisinterpretationen bei den Gebietsanalysen selbst. Hier gibt der Autor zunächst zu jedem Gebiet einen Überblick über die Einwohnerzahlen und Zugehörigkeit zu größeren Verwaltungseinheiten. Dann wird die subjektive Ausdehnung der Ortsdialekte erläutert und in Beziehung gesetzt zu außersprachlichen Faktoren (zum Beispiel Topographie oder historische Konfessionsgrenzen). Im nächsten Schritt wird dann die über den Ortsdialekt hinausreichende subjektive Gliederung der Dialektlandschaft erörtert („Welche weiteren Dialektgebiete (außer Ihrem eigenen) kennen Sie?“), was dann im quantitativen Teil – im Blick auf das gesamte Setting der GWP zu einer „ethnodialektologischen Gliederung des alemannischen Dreiländerecks“ (Kap. 29) führt. Bei dem Fragenkomplex zu den über den eigenen Ortsdialekt hinausgreifenden subjektiven Dialektgebieten werden dann auch für die Wahrnehmungsdialektologie klassische Fragen wie die nach der Ähnlichkeit zum eigenen Dialekt, nach der Dialektstärke und nach sympathischen bzw. unsympathischen Dialekten gestellt. Auch hier zeigen sich übergreifende Tendenzen, das heißt – vereinfachend gesagt – es werden zunehmende Dialektstärke, zunehmende Unähnlichkeit zum eigenen Dialekt mit weniger Sympathie für diese Dialekte belohnt. Zugleich lässt sich ein Stadt-Land-Gefälle feststellen. Besonders interessant sind dann auch die Auswertungen zu den von den GWP genannten as-

soziierten Dialektmerkmalen sowohl im eigenen Dialekt als auch in den Umgebungsdiakten. Hier zeigte sich, dass die GWP häufig vergleichsweise detailliert Auskunft über sprachliche Besonderheiten des eigenen Dialekts geben konnten und dass sich diese Einschätzungen auch vergleichsweise gut – natürlich nicht immer – mit den objektiven Dialektaten decken. Um dies zu prüfen hat der Autor in vorbildlicher Weise Daten der entsprechenden Sprachatlanten (vor allem des „Südwestdeutschen Sprachatlas“) genutzt und hier – dies muss als besonders positive Leistung hervorgehoben werden – auch in vielen Fällen eigene Karten aus dem Datenmaterial des „Südwestdeutschen Sprachatlas“ erstellt. So kann der Leser – wiederum in sehr aussagekräftigen Einzelkarten – für jedes der elf Gebiete nachvollziehen, wie sich die Äußerungen der GWP zu den objektiven Isoglossenverläufen verhalten. Blickt man auf überregional angelegte Studien,² bei denen es den GWP in der Regel schwer fällt, sprachliche Merkmale anderer Dialekte zu benennen, fällt auf, dass die GWP im Untersuchungsgebiet des Autors eine ganze Reihe von sprachlichen Merkmalen nicht nur benennen, sondern diese häufig auch noch korrekt verorten können. Hier zeigt sich meines Erachtens, dass in einem insgesamt noch stark dialektal geprägten Kommunikationsraum von einem noch sehr lebendigen und differenzierten Laienwissen zur realen Sprachsituation ausgegangen werden kann. Offenkundig liegen die Verhältnisse im lokalen Bereich anders als im regionalen oder überregionalen Bereich (auf den ganzen deutschen Sprachraum bezogen), wo sich die Zuordnung sprachlicher Merkmale (wenn sie überhaupt getätigt werden) seltener mit den objektiven Gegebenheiten decken.

Abgeschlossen werden diese detaillierten und immer informativen Gebietsanalysen mit einer übergreifenden Zusammenfassung der wesentlichen Ergebnisse in 20 Punkten. Dieser 20-Punkte-Katalog ist meines Erachtens eine sehr gute Basis, wenn es darum geht – auch über den Beispielfall der vorliegenden Untersuchung hinaus –, die jeweils lokalen *mental maps* von GWP zu rekonstruieren. Nicht nur, dass sich die einzelnen *mental maps* von Ortspunkt zu Ortspunkt und auch zwischen den GWP deutlich unterscheiden (Zurückweisung der Nullhypothese), der Autor kann auch belegen, in welchen Punkten hier außersprachliche Faktoren (insbesondere die Staatsgrenze, topographische Gegebenheiten und historische Konfessionsgrenzen) maßgeblich für die Konstruktion der *mental maps* linguistischer Laien sind, wo und inwieweit das Laienwissen mit den objektiven dialektalen Gegebenheiten übereinstimmt, welchen Einfluss der konzeptionelle Unterschied zwischen Stadt und Land hat, inwiefern sich das jeweils eigene Dialektgebiet über die Abgrenzung von anderen Gebieten definiert und vieles andere mehr.

Im zweiten Teil der Studie führt der Autor eine Reihe von quantitativen Analysen durch, die sich auf die Gesamtheit der GWP beziehen. Umfassend wird folgenden Fragen nachgegangen: Salienz übergreifender Dialekträume, die Charakterisierung dieser Dialekträume (Ähnlichkeit, Dialektstärke, Sympathie/Antipathie), der Vergleich zwischen den Ländern (Deutschland, Schweiz, Frankreich/Elsass), die Bedeutung der historisch-konfessionellen Gliederung, die soziale Stratifikation der subjektiven Dialektraumverortung, die Klassifikation der insgesamt genannten sprachlichen Merkmale und schließlich ein übergreifender Vergleich der genannten Merkmale und deren Verortungen mit objektiven Dialektaten (Sprachatlanten, Isoglossenverläufe). Von den vielen interessanten Ergebnissen sollen hier nur zwei exemplarisch herausgehoben werden, die sich auf das durchschnittliche Wissen der GWP beziehen. Durchgängig konnte gezeigt werden, dass ältere GWP in der Regel über ein differenzierteres Wissen zu den einzelnen Dialekten verfügen als jüngere GWP. Auch die Variable „Geschlecht“ scheint eine Rolle zu spielen, wenn es um die Nennung sprachlicher Merkmale geht. Frauen nennen signifikant mehr Merkmale als Männer (S. 488). Das Altersgefälle in der Zugänglichkeit und in der Differenziertheit des laienlinguistischen varietären Wissens ist insofern auch interessant, als sich diese Ergebnisse mit Ergebnissen anderer Projekte, wie zum Beispiel dem DFG-Projekt „Wahrnehmungsdialektologie“ (Kiel) decken. Auch hier zeigte sich, dass sich mit zunehmendem Alter der GWP auch Zugänglichkeit und Differenziertheit des Laienwissens deutlich steigerte.³

² Zum Beispiel HUNDT/PALLIWODA/SCHRÖDER (2015a); HUNDT (1992).

³ Vergleiche HUNDT/PALLIWODA/SCHRÖDER (2015b).

Als zweites Beispiel der durchgängig interessanten Ergebnisse des quantitativen Teils der Studie sollen die salienten subjektiven Dialekträume hervorgehoben werden. Der Autor kann hier (Karte S. 506) aus den Antworten der GWP zur Frage nach weiteren Dialektgebieten („umliegend“ und eben nicht der eigene Dialektraum, S. 505) insgesamt zwölf Räume eruieren: Lahr/Ortenau, Kaiserstuhl, Elztal, Freiburg, Markgräfler-/Rebland, Münstertal, Schwarzwald/Wälder, Wiesental, Hotzenwald, Lörrach, Schweiz (zum Teil mit Differenzierung Basel, Zürich), Elsass (zum Teil mit Differenzierung zusätzlich Sundgau). Dieses Ergebnis ist meines Erachtens in zweifacher Hinsicht bemerkenswert. Zum einen scheinen sich hier auf einer lokalen Ebene die für die linguistischen Laien identifizierbaren Dialektgebiete des Nahraums (aber eben nicht der eigenen Sprechweise) vergleichsweise deutlich abgrenzbar zu konstituieren. Zum anderen zeigt die Anzahl der insgesamt identifizierbaren lokalen Dialekträume, dass auch hier eine maximale Anzahl von circa zwölf Gebieten genannt wird, wie dies auch bei überregionalen Fragestellungen der Fall ist. Auch dort kann man von einer durchschnittlichen Anzahl genannter Dialekträume von sieben bis zwölf ausgehen. Offenkundig ist diese Anzahl (zwischen sieben und zwölf) sowohl auf der lokalen als auch auf der überregionalen Ebene eine kognitiv noch gut zu verarbeitende Größe.⁴

Fazit: PHILIPP STOECKLE hat mit dieser Arbeit eine ganz ausgezeichnete Studie vorgelegt, die hoffentlich Anregung und Orientierung für viele weitere Studien sein wird, die sich mit eben diesem methodischen Instrumentarium und sprachtheoretischen Hintergrund an die Arbeit machen, regional- und lokalbezogenes linguistisches Laienwissen zu erheben. STOECKLE verbindet zudem in glänzender Weise Ansätze der traditionellen Dialektologie (Daten aus Sprachatlasprojekten) mit den eigenen Erhebungen, so dass für die Leser immer deutlich wird, wo sich Bezüge zwischen der objektiven Sprachsituation im Raum und den subjektiven Vorstellungen linguistischer Laien herstellen lassen.

LITERATUR

- ANDERS, CHRISTINA ADA (2010): Wahrnehmungsdialektologie. Das Obersächsische im Alltagsverständnis von Laien. Berlin/New York: De Gruyter (Linguistik – Impulse & Tendenzen. 36).
- DIERCKS, WILLI (1988): Mental maps – linguistisch-geographische Konzepte. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 55 (3), 280–305.
- HOFER, LORENZ (2004): Sprachliche und politische Grenzen im (ehemaligen) Dialektkontinuum des Alemannischen am Beispiel der trinationalen Region Basel (Schweiz) in den Karten von SprecherInnen. In: Linguistik online 20, 23–46.
- HUNDT, MARKUS (1992): Einstellungen gegenüber dialektal gefärbter Standardsprache. Eine empirische Untersuchung zum Bairischen, Hamburgischen, Pfälzischen und Schwäbischen. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 78).
- HUNDT, MARKUS (2010): Bericht über die Pilotstudie „Laienlinguistische Konzeptionen deutscher Dialekte.“ In: ANDERS, ADA CHRISTINA / MARKUS HUNDT / ALEXANDER LASCH (Hg.): Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie. Berlin/New York: De Gruyter (Linguistik – Impulse & Tendenzen. 38), 179–219.
- HUNDT, MARKUS / NICOLE PALLIWODA / SASKIA SCHRÖDER (2015a): Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien – das Kieler DFG-Projekt. In: ELEMENTALER, MICHAEL / MARKUS HUNDT / JÜRGEN ERICH SCHMIDT (Hg.): Deutsche Dialekte. Konzepte, Probleme, Handlungsfelder. Akten des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) in Kiel. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 158), 295–322.
- HUNDT, MARKUS / NICOLE PALLIWODA / SASKIA SCHRÖDER (2015b): Wahrnehmungsdialektologie – Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien. Exemplarische Ergebnisse des Kieler DFG-Projekts. In: KEHREIN, ROLAND / ALFRED LAMELI / STEFAN RABANUS (Hg.):

⁴ Vergleiche HUNDT (2010, 194).

Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton, 585–620.

PURSCHE, CHRISTOPH (2011): Regionalsprache und Hörerurteil. Grundzüge einer perceptiven Variationslinguistik. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 149).

Kiel

MARKUS HUNDT

